

KONTINENT DER HOFFNUNG

Verantwortung wahrnehmen

Jugend in Lateinamerika



adveniat

für die Menschen
in Lateinamerika

In der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ erschienen bisher unter anderem:



Laien in der Pastoral –
Zeugen des Glaubens in LA
Bestellnummer KH 30



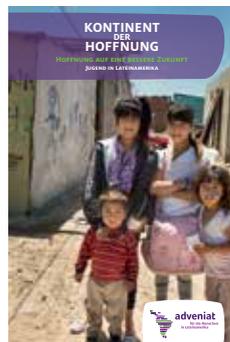
Dein Reich komme –
50 Jahre Adveniat
Bestellnummer KH 31



Mitten unter euch –
Kirchliche Basalgemeinden
Bestellnummer KH 32



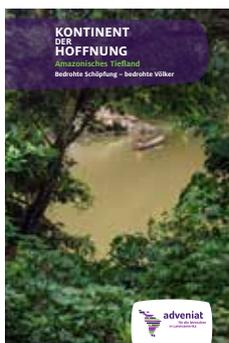
Das Wissen teilen –
Ganzheitliche Bildung in LA
Bestellnummer KH 33



Hoffnung auf eine bessere Zukunft
Jugend in Lateinamerika
Bestellnummer KH 34



Gerechtigkeit schafft Zukunft –
Friedensarbeit in Lateinamerika
Bestellnummer KH 35



Amazonisches Tiefland – Bedrohte
Schöpfung - bedrohte Völker
Bestellnummer KH 36



Transformationsprozesse in Latein-
amerika – Festgabe Prälat B. Klaschka
Bestellnummer KH 37



Faire und menschenwürdige Arbeit
Der Arbeitsmarkt in Lateinamerika
Bestellnummer KH 38

Weitere bisher erschienene Titel aus der Reihe „Kontinent der Hoffnung“:

Karibik – Auf den Spuren des Kolumbus

Guyanas – Das andere Amerika

Guatemala – Zwischen Vergangenheit und Zukunft

Ecuador – Gerechtigkeit für alle

Bolivien – Im Teufelskreis der Armut

Großstädte – Zwischen Wellblech und Beton

Brasilien – Mehr als Fußball und Favela

Mexiko – An der Grenze Lateinamerikas

Die Anden - Unterwegs zwischen Himmel und Erde

Haiti - Der Armut trotzen

KONTINENT DER HOFFNUNG

Verantwortung wahrnehmen

Jugend in Lateinamerika

Inhalt

Zum Geleit	3
Zwischen Ernüchterung und Durchhaltevermögen	4
„Ich will Jugendlichen wie mir Hilfe zur Selbsthilfe geben“	14
Jugend-Szenarien in Zeiten der Willkür	20
Die Stadt, die ihre Kinder frisst	26
Gib ihnen Chancen: Junge Menschen übernehmen Verantwortung!	34
Das Richtige tun, obwohl das Falsche so einfach ist	36
Jugendbanden in Lateinamerika	46
Paulas Karneval für den Frieden	50
Mit Bildung aus der Krise?	56
Zwischen den Welten	62
Die jugendlichen Arbeiterinnen und Arbeiter in Lateinamerika	72
„La JOC es internacional“	78
Die bevorzugte Option für die Jugend	82
„Auf der Suche nach einem Stück Himmel“	88
Lesehinweise zum Thema	92
Impressum, Autoren	93

Zum Geleit

Die Jugend in Lateinamerika und der Karibik will Verantwortung übernehmen

In Lateinamerika und der Karibik leben 114 Millionen Jugendliche im Alter von 15 bis 24 Jahren. Oft werden sie arm geboren und bleiben ein Leben lang benachteiligt. Der steigende Wohlstand in vielen Ländern Lateinamerikas kommt nur wenigen von ihnen zugute. Die Schere zwischen Arm und Reich klafft weit auseinander. Unter der Verteilungsungerechtigkeit leiden vor allem schwarze und indigene Jugendliche sowie junge Frauen. Die meisten von ihnen erleben weder eine behütete noch eine unbeschwerte Adoleszenz: Viel zu früh müssen sie bereits für das Überleben ihrer Familien arbeiten.

Ein Großteil der Jugendlichen hat keinen Zugang zu einer qualitativ hochwertigen schulischen oder beruflichen Ausbildung. Etwa 50 Millionen von ihnen arbeiten ohne Vertrag, Krankenversicherung oder Alterssicherung im informellen Sektor. Dabei träumen sie – genau wie ihre Altersgenossen in Deutschland – von einer guten Zukunft, wollen zur Schule gehen, studieren, eine Festanstellung und Verantwortung in Familie, Gesellschaft, Kirche und Politik übernehmen.

Auf dem Weg zur Jugend-Synode in Rom und zum Weltjugendtag in Panama richtet die Kirche ihren Blick auf die jungen Menschen in der ganzen Welt. Als Lateinamerika-Hilfswerk fokussiert Adveniat die Projektarbeit auf den „Kontinent der Hoffnung“. Diese Ausgabe gibt Einblicke in die Lebenswirklichkeit junger Menschen in Lateinamerika und der Karibik, die von den Ortsbischöfen getroffene Option für die Jugend und die daraus erwachsene Pastoral.

Damit junge Menschen die Chance auf ein würdevolles Leben ergreifen und Verantwortung übernehmen können, unterstützt Adveniat Jugend-

Abbildung oben:

Pater Michael Heinz SVD.

Abbildung Titelseite:

Die 20-jährige Monique Santos gibt Jugendlichen in einem Adveniat-Projekt in der Favala Campinho in Rio de Janeiro Tanz- und Sportunterricht.



projekte im Sinne dieses Gebetes von Papst Franziskus: „Herr Jesus Christus, wir bitten Dich, lass die Jugendlichen mutig ihr Leben in die Hand nehmen, nach den schönsten und sinnvollsten Dingen des Lebens streben und stets ein freies Herz bewahren. Hilf ihnen, begleitet und geführt von weisen und großzügigen Menschen, dem Ruf, den Du an jeden Einzelnen von ihnen richtest, zu folgen, um ihren Lebensentwurf zu verwirklichen und glücklich zu werden. Halte ihre Herzen offen für große Träume und lass sie auf das Wohl ihrer Brüder und Schwestern achten.“

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen

Pater Michael Heinz

Hauptgeschäftsführer

des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat

Zwischen Ernüchterung und Durchhaltevermögen

(Politische) Teilhabe junger Erwachsener in Peru – von Claudia Bosch

Die gesellschaftliche Teilhabe¹ junger Erwachsener in Lateinamerika unterliegt aktuell einem verstärkten Wandel. Unter dem Einfluss veränderter soziokultureller, politischer und ökonomischer Rahmenbedingungen haben sich die Vorstellungen, Formen und Aushandlungen von Partizipation jugendlicher Akteure stark vervielfältigt. Mit diesen Prozessen gehen nicht nur wachsende Chancen der Einflussnahme einher, sondern auch eine zunehmende Verunsicherung der Jugendlichen, da diese sich z. B. mit unterschiedlichen Arten der Ausgrenzung konfrontiert sehen. Anhand der Auseinandersetzung mit Erfahrungen junger Erwachsener in Moyobamba (Nordperu) will der vorliegende Text zu einer Reflektion aktueller Herausforderungen der Jugendpartizipation beitragen.²

Weltweit finden die Persönlichkeitsentwicklung und Zukunftsgestaltung vieler junger Menschen in einem von zunehmender Ungewissheit geprägten Umfeld statt: Globale Herausforderungen und Krisen, die z. B. im Zusammenhang mit dem Klimawandel, ökonomischen Rezessionen, Terrorismus und der Zunahme von Migrationsströmen und sozialer Ungleichheit entstanden sind, drücken sich auf vielfache Weise in lokalen Kontexten aus. Auch im Falle von Peru sind die Lebenswelten vieler Jugendlicher von Verunsicherung und z. T. sehr widersprüchlichen Entwicklungen geprägt. Miguel findet nur unterbezahlte, gelegentliche Beschäftigung, obwohl seine Geschwister und er zur ersten Generation in seiner Familie gehören, die einen Universitätsabschluss erhalten haben. Sandra kämpft für den Erhalt eines Schutzgebiets, in dem Teile der lokalen Bevölkerung in den vergangenen Jahren mehr Bäume gefällt haben als ihre Umweltorganisation aufforsten konnte. Lucas will sich regionalpolitisch engagieren, gelangt aber zur Einsicht, dass er sich auf gewisse Weise auf korrupte Praktiken einlassen muss, um in den aktuell existierenden Regierungsstrukturen bestehen zu können. Solche Erlebnisse prägen sowohl die aktuelle gesellschaftliche Teilhabe der jungen

Erwachsenen als auch ihre wahrgenommenen Zukunftsaussichten und möglichen Handlungsoptionen.

Allgemeiner politischer Kontext

Die aktuellen politischen Rahmenbedingungen in Peru bieten – zumindest theoretisch – mehr Stabilität denn je für die Ausübung staatsbürgerlicher Rechte und zivilgesellschaftlichen Engagements. Das Land befindet sich in der bisher am längsten anhaltenden demokratischen Phase seiner Geschichte: 2016 hatte die peruanische Bevölkerung zum vierten Mal in Folge die Gelegenheit, in freien Wahlen ihre Volksvertretungen zu wählen. Die Präsidentschaftswahlen im Jahr 2021 könnten die ersten sein, an denen „democratic natives“ als Erstwählerinnen und Erstwähler teilnehmen – also Personen, die ohne Unterbrechung in einer Demokratie aufgewachsen sind und keine Erfahrungen mit eindeutig undemokratischen Machtwechseln gemacht haben. In Wirklichkeit ist die Teilhabe an gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen jedoch mit vielfältigen Unsicherheiten behaftet. Die heute jungen Erwachsenen wurden überwiegend im Kontext der (Re-)Demokratisierung einer Postkonfliktgesellschaft sozialisiert. Viele der rechtlich verankerten Partizipationsmechanismen sind auf dezentraler Ebene nur teilweise implementiert und vorhandene Teilhabemöglichkeiten werden nur von Wenigen in der Bevölkerung wahrgenommen. Letzteres liegt unter anderem auch an den oft als



willkürlich empfundenen Funktionsweisen staatlicher Institutionen, deren tatsächliche oder vermeintliche Unzulänglichkeiten die jungen Erwachsenen entweder indirekt über ihr soziales Umfeld oder direkt über eigene Erfahrungen erleben. Diese politisch-partizipativen Mikrokulturen werden auch durch ökonomische und gesellschaftliche Ungleichheit (z. B. Zugang zu qualitativ hochwertiger Bildung, Machthierarchien zwischen und innerhalb von Akteursgruppen) mitgeprägt. Die hier aufgezeigten politischen Rahmenbedingungen und Entwicklungen haben starken Einfluss darauf, welche Teilhabemöglichkeiten die jungen Peruanerinnen und Peruaner in den derzeitigen Strukturen sehen und wie diese gelebt werden (können).

Staatliche Förderung jugendlicher Partizipationsstrukturen

In der letzten nationalen Jugendumfrage (SENAJU 2012)³ bezeichneten sich über 60 % der Befragten (15–29 Jahre) als politisch interessiert. Da das Parteiensystem, welches sich seit der Rückkehr zur Demokratie nach dem Ende der autoritären Ära von Präsident Fujimori (2000/01) etablierte, im Allgemeinen stark krisenbetroffen ist und auf lokaler Ebene zeitweise kaum existiert⁴, ist eine Erneuerung und damit einhergehende Verjüngung von politischen Parteien dringend notwendig. Allerdings sind trotz ihres Interesses an Politik lediglich 1,2 % der befragten Jugendlichen der oben erwähnten Studie Mitglied einer politischen Organisation oder

Partei. Zwar gibt es bei Wahlen auf lokaler und regionaler Ebene seit 2006 bzw. 2010 eine Jugendquote, die festlegt, dass 20 % der Kandidatinnen und Kandidaten einer Partei jünger als 29 Jahre sein müssen⁵. Jedoch ist fraglich, ob sich dieser Schritt tatsächlich in einer umfangreicheren Auseinandersetzung mit einer jugendlichen Agenda niederschlagen wird. Die zahlreich neugeschaffenen Jugendräte auf subnationaler Ebene – die phasenweise durchaus aktiv von staatlicher Seite gefördert wurden – weckten bei den dort aktiven Jugendlichen Erwartungen, die meist unerfüllt blieben. Der angestrebte regelmäßige beratende Austausch und Dialog zwischen den Jugendräten und ihrer jeweiligen Regional- oder Lokalregierung bleibt häufig aus. Außerdem fühlen sich Teile der Jugendbevölkerung in vielen Fällen durch diese Räte nicht repräsentiert. Das geringe Vertrauen, die Distanz und Skepsis gegenüber politischen Parteien

Abbildung Seite 5:

Jugendliche einer Umweltorganisation in Moyobamba: Ihre Wünsche und Forderungen nach mehr Verantwortung und Teilhabe wurden Teil der Studie.

und staatlichen Institutionen halten also – trotz der erwähnten Veränderungen – an⁶.

Erschwerende Rahmenbedingungen für die Teilhabe junger Erwachsener

Das Interesse der Jugendlichen an Politik scheint sich nicht (wahrnehmbar) in einer intensiveren Teilhabe innerhalb formaler Institutionen der politischen Interessensvermittlung auszudrücken. Der Anthropologe Jürgen Golte weist in einem Interview mit dem Jugendforscher César Nureña⁷ darauf hin, dass diese politischen Räume – zumindest im Moment – unfähig zu sein scheinen, halbwegs realistische und akzeptable Zukunftsvisionen zu generieren, mit denen sich junge Personen identifizieren könnten. Für Förderer von Jugendpartizipation ergeben sich aus dieser Beobachtung gleich mehrere Fragen: Schlägt sich das Interesse der Jugendlichen überhaupt in einer von uns wahrnehmbaren Art und Weise nieder? Oder kommt es eventuell schon im Vorfeld zu einer Desillusionierung? Existieren aktuell Kanäle, innerhalb derer junge Erwachsene kollektive Interessen aushandeln können? Und wenn dies nicht der Fall sein sollte: Was hält Jugendliche davon ab, eigene Räume der Teilhabe zu schaffen?

Wenn die Frage gestellt wird, in welchen Kontexten Jugendliche eine für sie bedeutungsvolle Teilhabe erfahren oder wer und was ihre (politische) Sozialisierung – und somit die Wahrnehmung ihrer Möglichkeiten – prägt, ist es naheliegend, an das familiäre oder schulische Umfeld zu denken. Tatsächlich aber verlieren diese sozialen Institutionen zunehmend an Einfluss, während soziale und Massenmedien sowie die hierdurch mitgeprägten Konsumwünsche an Bedeutung gewinnen. Das starke Wachstum der peruanischen Wirtschaft der vergangenen Jahre hat diese Tendenzen weiter verstärkt⁸. Obwohl sich zeitgleich der Zugang zu weiterführender Bildung erheblich erhöht hat, schlägt sich das nicht in einer verbesserten politischen Bildung nieder. Formale Bildungsinstitutionen schaffen es weitestgehend nicht, ihr Potenzial als Erfahrungsraum und zur Wissensvermittlung gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse auszuschöpfen⁹.

Jugendliche Teilhabe in Moyobamba

Moyobamba liegt im Nordosten Perus und ist die Hauptstadt der Region San Martín. San Martín zählt zu den Gebieten, die mit am stärksten vom bewaffneten internen Konflikt betroffen waren, der in Peru zwischen 1980 und 2000 circa 70.000 Todesopfer forderte¹⁰. Der peruanische Staat reagierte auf die in dieser Zeit von bewaffneten Gruppen ausgeübte Gewalt mit extremer Gegengewalt. Verschärfte staatliche Repressionen richteten sich zunehmend gegen die Gesamtbevölkerung. Die Zersetzung des sozialen Gefüges, u. a. durch gesteigertes gegenseitiges Misstrauen in der Gesellschaft, führte zum Rückgang zivilgesellschaftlichen Engagements¹¹. San Martín gilt in Peru heute als Musterbeispiel einer gelungenen Umsetzung von Dezentralisierungs- und Demokratisierungsvorhaben, obwohl in Bezug auf diese Prozesse in Peru weitestgehend Desillusionierung vorherrscht¹². Auch hinsichtlich der Förderung formaler Strukturen der Jugendpartizipation genießt die Region einen guten Ruf. Vor über zehn Jahren wurde ein regionaler Jugendrat geschaffen, der als beratende Institution im Austausch mit Regierungsinstitutionen und anderen Akteuren politische Maßnahmen im Bereich der Jugendförderung weiterentwickeln soll. Auch auf Provinz- und Gemeindeebene entstanden lokale Jugendräte. Die Regionalregierung von San Martín verwaltete von 2012 bis 2015 zudem ein größeres öffentliches Investitionsprojekt (Umfang ca. 1,5 Mio. Euro), welches neben der Förderung junger Unternehmerinnen und Unternehmer auch auf die Verbesserung der Organisationsstrukturen von Jugendgruppen abzielte. Es existiert außerdem eine hohe Anzahl und Bandbreite an Jugendorganisationen.

Viele der Jugendlichen, die sich proaktiv engagieren und leitende Positionen in Gruppen übernehmen, haben ihre ersten Erfahrungen der Jugendpartizipation in kirchlichen Organisationen gesammelt. Diese haben sich im Gegensatz zu zahlreichen anderen Gruppen auch meist bereits in kleinen Gemeinden über längere Zeit etabliert und stellen häufig den einzigen Partizipationsraum außerhalb des familiären und schulischen Umfelds dar. An Orten mit einer größeren Anzahl an Jugendgruppen organisierten sich Jugendliche in den vergangenen Jahren auch nach Interessensgebieten, wie kulturellen Ausdrucksformen oder politischen Orientierungen. Besonders häufig stehen Umweltfragen im Fokus der Arbeit der Jugendorganisationen. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass San Martín im Amazonasgebiet liegt und die wichtigsten Wirtschaftszweige direkt von intakten Ökosystemen abhängen. Die Degradierung der Umwelt – und hier insbesondere die stark voranschreitende Abholzung – stellt aktuell eine der größten Heraus-

forderungen für die Region dar¹³. Bis auf wenige Ausnahmen sind die Gruppierungen auf lokaler Ebene aktiv und wurden sowohl von Förderern der Jugendpartizipation (z. B. Stiftungen, staatliche Einrichtungen, Religionsgemeinschaften) ins Leben gerufen als auch von aktiven Jugendlichen selbst initiiert.

Bei genaueren Auseinandersetzungen mit den alltäglichen Erfahrungen, die Jugendliche und junge Erwachsene in unterschiedlichen Kontexten mit Partizipationsstrukturen und -prozessen machen, zeichnen sich folgende Tendenzen ab:

- **Der Großteil der Jugendorganisationen ist nicht formalisiert.**

Das hängt zum einen mit mangelnden Informationen über den Formalisierungsprozess und zum anderen mit den hierfür fehlenden nötigen Voraussetzungen (Kosten für die Registrierung usw.) zusammen. Einige Akteure entscheiden sich aber auch bewusst gegen eine Institutionalisierung, da sie sich hierdurch der Kontrolle durch Erwachsene entziehen können und sich mehr Flexibilität in ihrem Handeln erhoffen.

- Personen, die innerhalb von Jugendorganisationen oder -bewegungen Führungsrollen übernehmen, fühlen sich **häufig überfordert** und weisen auf Probleme bei der Verteilung von Verantwortung und bei der Anwerbung neuer aktiver Mitglieder hin.

- Insbesondere **Jugendräte funktionieren nur zeitweise oder partiell**, da sie stark von politisch-konjunkturellen Entwicklungen abhängen. Gerade rund um regionale und lokale Wahlen steigt das Interesse von Regierungsinstitutionen bzw. politischen Parteien, mit den Räten in Kontakt zu treten. Nach den Wahlen hängt die Funktionalität häufig von der Qualität der bereits existierenden Beziehungen zwischen den beteiligten Akteuren oder dem persönlichen, überdurchschnittlichen Engagement Einzelner ab.

- Insgesamt ist die **(strukturelle) Förderung jugendlichen Engagements sehr begrenzt**. Innerhalb der Familie stößt v. a. das Engagement politisch aktiver junger Erwachsener auf Skepsis oder Ablehnung. Schulen und weiterbildende Einrichtungen bieten nur selten Hilfestellungen oder Entwicklungsoptionen an, was häufig der prekären personellen und infrastrukturellen Ausstattung geschuldet ist. Staatliche Förderung gibt es zwar, diese ist aber oft nur punktuell vorhanden, unzureichend geplant oder angewandt worden. Dadurch ist die Nachhaltigkeit der Maßnahmen stark eingeschränkt.

- Um gemeinsamen Anliegen der Jugendorganisationen mehr Schlagkraft zu verleihen und einen vermehrten Erfahrungsaustausch zu ermöglichen, wurde von Seiten der Jugendlichen selbst, aber auch von Förderern einer aktiven Jugend (Nichtregierungsorganisationen (NGOs), Institutionen der bilateralen Zusammenarbeit, nationaler Jugendrat etc.), mehrfach der Versuch unter-

Was sagen die Jugendlichen?

„In Wirklichkeit setzt sich der Staat nur wenig mit uns Jugendlichen auseinander [...]. Zum nationalen Jugendkongress, an dem ich teilgenommen habe, hätten angeblich der peruanische Präsident und ein paar wichtige politische Vertreter der Regionen erscheinen sollen. Sie kamen nicht. Das bedeutet, dass sie der Jugend keine Bedeutung beimessen, weil sie zu dieser Art der Veranstaltung nie erscheinen. Sie weihen lieber eine neue Straße ein als uns zuzuhören. Auch wir sind politische Autoritäten und dürfen etwas einfordern. [...] Für mich ist das eine Respektlosigkeit.“

Liz, 20 Jahre, Gemeinderatskandidatin

„Ich habe jetzt so viele Erfahrungen, dass ich anderen – die ich noch nicht einmal kenne, die aber von mir gehört haben – als Referenz dienen kann. Auf irgendeine Art und Weise kommen sie auf mich zu, schreiben mir, bitten mich um Hilfe. So wie gewisse Jugendliche für mich Mentoren waren, kann ich nun für jemand anderen ein Mentor sein. So setzt sich alles fort. Zumindest hier in San Martín schreitet die Jugend so voran und mehr und mehr Leute engagieren sich. Auch wenn natürlich auch dieser Prozess nicht ohne Schwierigkeiten bleibt, zumindest kommen immer mehr Jugendliche hinzu.“

Victor, 21 Jahre, Mitglied in mehreren Organisationen und Gründer einer eigenen Jugendgruppe

nommen, Netzwerkaktivitäten zu etablieren bzw. übergeordnete Organisationsstrukturen zu schaffen. Trotz des Enthusiasmus bei der Planung und Umsetzung gemeinsamer Treffen werden die hierbei angestoßenen Initiativen oft nicht weiterverfolgt.

Die einzelnen Organisationen arbeiten mehrheitlich für sich.

- Obwohl die meisten engagierten Jugendlichen betonen, wie bedeutend ihre Erfahrungen in Jugendgruppen für die persönliche Entwicklung waren und sind, werden **viele mittel- und langfristige Ziele** der Organisationen (z. B. konkrete Umweltschutzmaßnahmen, Mitsprache bei Projekten, mehr Platz im öffentlichen Raum für jugendliche Freizeitaktivitäten) **nicht erreicht**.

Es wird deutlich, dass Jugendliche in Teilhabeprozessen – trotz der günstig erscheinenden Rahmenbedingungen – bei der Umsetzung ihrer Vorhaben auf viele Hindernisse stoßen. Im nächsten Teil dieses Beitrags gehe ich auf einige der Gründe hierfür ein.

Marginalisierung jugendlicher Teilhabe

Während ihrer Teilhabe oder in der Anstrengung, sich Gehör zu verschaffen, sehen sich viele der jungen Erwachsenen sowohl mit offensichtlichen oder subtilen Formen der Ausgrenzung als auch mit Versuchen der Vereinnahmung oder Aushöhlung ihres Engagements konfrontiert. Häufig sind diese Prozesse von einem Adultismus bzw. Adultozentrismus geprägt, der den Jugendlichen vermittelt, dass ihnen nur ganz bestimmte Räume der Teilhabe zustehen würden. Das Gestaltungs- und Einflussvermögen bestehender Räume der Jugendpartizipation wird zudem stark von Erwachsenen bestimmt. Dies schränkt das selbstbestimmte Mitwirken der jungen Erwachsenen am eigenen Handlungsraum stark ein. Einige Förderer von Jugendpartizipation nehmen junge Erwachsene schlicht als zu schnelllebig, zu emotional oder zu wenig zielstrebig wahr. Aufgrund ihrer Unerfahrenheit seien sie der Gefahr ausgesetzt, indoktriniert zu werden. In Konsequenz gesteht man den Jugendlichen lediglich in geringem Maße die Übernahme von Verantwortung zu. Durch die Do-

minanz der erwähnten Vorstellungen fühlen sich engagierte junge Erwachsene häufig in ihren Kompetenzen abgewertet, ungehört und als Gruppe homogenisiert.

Die partielle Vereinnahmung oder Isolation einzelner aktiver jugendlicher oder ganzer Organisationen führt zur Marginalisierung von Jugendpartizipation. So schaffen externe Akteure doppelte Teilhabestrukturen, etwa durch die Errichtung eines zusätzlichen regionalen Jugendkollektivs. Die Organisationsdynamiken der Jugendlichen verändern sich dadurch häufig im Sinne der Initiatoren (Staat, Nichtregierungsorganisationen etc.) der neuen Strukturen. Parallelorganisationen können zur Delegitimierung oder Schwächung bestehender Gruppen oder zum Verlust von Synergieeffekten führen. Auf individueller Ebene kann dies auch durch das An- oder Abwerben jugendlicher Führungsfiguren durch politische Parteien oder durch die Korrumpierung junger Entscheidungsträger durch machtvollere Akteure geschehen. Auch die Schaffung exklusiver Räume der Jugendpartizipation kann die Teilhabe schwächen: Wird beispielsweise ein lokaler Jugendrat geschaffen, der aber nicht in relevante Entscheidungsprozesse eingebunden wird, erzeugt dies Gefühle der Isolation und Frustration. Die anfängliche Euphorie für einen eigenen Raum der Teilhabe kann sich somit auch in eine aktive Ablehnung dieser Strukturen verwandeln.

Jugendgruppen und deren einzelne Mitglieder sehen sich außerdem Versuchen der Instrumentalisierung und Manipulation ausgesetzt; beispielsweise durch Interessensgruppen, die ihrer eigenen Agenda durch die vermeintliche Einbindung junger Akteure mehr Gewicht verleihen und so versuchen, konkrete Eigeninteressen (z. B. Zugang zu bestimmten Fördermitteln) durchzusetzen.

Die aufgezeigten Ausgrenzungsprozesse werden von strukturellen Formen der Exklusion mitbestimmt und/oder überlagert. Beispiele hierfür sind der ungleiche Zugang der Jugendlichen zu Bildung oder Informationen, vetternwirtschaftliche und korrupte Praktiken innerhalb von Institutionen der Jugendpartizipation oder geschlechterspezifische Regulierungen, durch welche beispielsweise Mädchen die Teilhabe an Jugendgruppen verwehrt wird.

Erfahrungen mit den aufgezeigten Formen der Marginalisierung führen bei den aktiven Jugendlichen oft zu Ernüchterung, Resignation und Entmutigung und resultieren in einem Rückzug Einzelner aus den Organisationen oder in der kompletten Demobilisierung jugendlicher Initiativen. Ein Teil der Jugendlichen sucht auch nach alternativen Wegen, ihre Interessen weiterzuverfolgen, z. B. in Form einer beruflichen Tätigkeit, die mit ihrem vorherigen Engagement in Verbindung steht, oder aber durch die Fokussierung auf andere, private Ziele. Andere wiederum entwickeln aktive und passive Anpassungsstrategien im existierenden System oder gar neue Partizipationsformen.

Handlungsstrategien junger Erwachsener

Durch die Entwicklung neuer Taktiken gelingt es einigen Jugendlichen, angestrebte Veränderungen weiterzuverfolgen und Ziele umzusetzen. Es folgt eine Auswahl verschiedener Strategien, durch welche es den Jugendlichen in Moyobamba gelingt, ihre Handlungsspielräume auszudehnen.

• **Durch neue Aktionsräume Unabhängigkeit erlangen und eine Stimme erhalten:** Die Gründung eigener Jugendorganisationen sicherte in mehreren Fällen die Handlungsfähigkeit und die Umsetzung eigener Interessenschwerpunkte. Das eigene Handeln auf unterschiedliche Maßstabsebenen auszudehnen, kann diesen Prozess weiter fördern: Finden sich auf lokaler Ebene keine Partner für die Umsetzung einer bestimmten Idee, erklären sich u. U. auf nationaler Ebene gleichgesinnte Organisationen zur Unterstützung bereit. Auch eigene finanzielle Ressourcen schaffen mehr Freiraum und Unabhängigkeit. Um an einem Fortbildungskurs des Forschungsinstituts der peruanischen Amazonasregion teilnehmen zu können, veranstalteten die Mitglieder einer Umweltorganisation z. B. mehrere Grillabende und finanzierten so ihre Anreise und den Aufenthalt.

• **Organisatorische Veränderungen:** Durch die Aneignung neuer Fähigkeiten und Kenntnisse – etwa über die Rolle, die soziale Medien bei Kampagnenarbeiten einnehmen können – gelingt es Jugendorganisationen, ihren Stimmen mehr Gehör zu verschaffen. Eine kontinuierliche Anwerbung und Ausbildung neuer Mitglieder kann dazu beitragen, nachhaltige Organisationsstrukturen zu schaffen. Ein rechtlicher Rahmen kann geschaffene Strukturen zusätzlich stärken. Ein Beispiel hierfür sind regionale Verordnungen, welche die Funktion von Jugendräten festschreiben.

• **Beteiligung der Öffentlichkeit:** Jugendliche über ihre Rechte aufzuklären und sie über betreffende Entscheidungen zu informieren, schafft Transparenz und baut Druck gegenüber Institutionen auf, die an der Förderung von jugendlicher Teilhabe beteiligt sind, aber dieser Rolle nur unzureichend nachkommen. So wurde 2015 ein Organ in der Region geschaffen, welches beabsichtigt, die

Umsetzung von Instrumenten der Jugendpolitik zu kontrollieren.

• **Peergroup¹⁴-Sozialisierung:** Wie eingangs erwähnt, verlieren „klassische“ Institutionen der (politischen) Sozialisierung zunehmend an Einfluss. Aufgrund der starken Veränderung der politischen Rahmenbedingungen können Kinder und Jugendliche häufig nicht auf die Erfahrungen ihrer Eltern zurückgreifen, z. B. was die erst seit Kurzem bestehenden Jugendräte betrifft. Obwohl das Bildungsministerium es sich zum festen Auftrag gemacht hat, politische Bildung anwendungsbezogen in den Lehrplänen zu verankern, kommen die meisten Schulen dem nur unzureichend nach¹⁵. Nicht selten sind die Jugendlichen, die sich in Teilhabestrukturen einbringen wollen, deshalb auf den Austausch innerhalb ihrer Peergroup angewiesen, um mehr über formelle und informelle Funktionsweisen politischer Aushandlungsprozesse zu erfahren. (Politische) Peergroup-Sozialisierung bzw. Peergroup-Lernprozesse¹⁶ nehmen daher oft eine wichtige Rolle bei der Umsetzung von Ideen und Plänen ein, insbesondere wenn es sich um Projekte oder Aktionen von Gruppen handelt, die von Jugendlichen selbst initiiert werden und deshalb nicht von Beginn an auf Unterstützung anderer zählen können. Ein Beispiel hierfür ist die Planung von Demonstrationen gegen eine beabsichtigte Gesetzesänderung in den Jahren 2014/15, die die Arbeitsrechte junger Arbeitnehmerinnen und -nehmer erheblich eingeschränkt hätte.

• **Allianzen mit mächtigeren Akteuren:** Eine der gängigsten Praktiken, um die eigene Handlungsfähigkeit einer Organisation auszudehnen, ist die Zusammenarbeit mit Akteuren, die über mehr Einflussvermögen oder komplementäre Ressourcen verfügen. So tauschten sich z. B. die jugendlichen Mitglieder einer Umweltbewegung mit Agrarwissenschaftlern aus, um ein Bildungsprogramm für Kinder in einem wiederaufgeforsteten Schutzgebiet aufzubauen. In einem anderen Fall bat eine studentische Umweltorganisation die Lokalregierung um Unterstützung bei der Finanzierung und Koordination von Veranstaltungen, die Anreize zur vermehrten Nutzung von Fahrrädern setzen sollen. Besonders

Was sagen die Jugendlichen?

„Auch in den universitären Gruppen gibt es Korruption. Es gibt viele Personen, die damit nicht einverstanden sind, aber es gibt auch viele, die an solchen Prozessen mitwirken. Wie ein Kommilitone von mir sagt, das sei eben der einfachste Weg, weil man dann von den Professoren Unterstützung bekommt, z. B. bei der Arbeitssuche. Es gibt eine politische Gruppe an der Uni, die aktiv gegen Korruption vorgehen will, weil sie satthat, was so passiert. Hoffentlich wird sie weiter daran arbeiten. Jetzt, wo ihre Ideale gefestigt sind und sich die Leute empören, wäre es toll, wenn die Anstrengung nicht schon in den Anfängen versiegt. Es wäre toll, wenn andere Studierende auch dieser Ideologie der Antikorruption folgen würden und so dem Rest der Bevölkerung dienen, die Bildung verbessern und kritischer und analytischer sein würden.“

Nancy, 21 Jahre, Vertreterin einer studentischen Organisation

„In der Realität existierte [Anm.: in der Region von staatlicher Seite aus] nie eine richtige Vorstellung darüber, wie man mit den bestehenden Jugendorganisationen arbeiten und Allianzen zwischen ihnen ausbilden könnte. Denn nachdem, was ich so beobachten konnte, arbeitet jede Gruppe für sich, obwohl ihre grundlegenden Ziele und Absichten sich oft sehr ähneln. Man hat hier und da einen kleinen Workshop organisiert, um kurzfristig ein paar Brände zu löschen. Kleine, punktuelle Sachen. In Wirklichkeit müsste aber eine richtige Strategie her, um die Organisationen gut zu vernetzen.“

Marco, 31 Jahre, Angestellter der Gemeinde im Bereich zivilgesellschaftlicher Partizipation und Jugendförderung

häufig fehlt es auch an Räumlichkeiten für Treffen und weitere Veranstaltungen von Jugendgruppen. Diese werden den Jugendlichen häufig von staatlichen Institutionen, aber v. a. von engagierten Privatpersonen zur Verfügung gestellt.

Der Aufbau von Netzwerken – sei es nun auf persönlicher oder organisatorischer Ebene, innerhalb der eigenen Peergroup oder mit weiteren Akteuren – ist zwar häufig nur ein Nebenprodukt des Engagements der jungen Erwachsenen, nimmt aber im Nachhinein oft eine wichtige Rolle ein. Denn auch wenn zunächst die punktuelle Umsetzung konkreter Aktionen im Mittelpunkt steht, kommt der langfristigen Positionierung innerhalb eines Kontaktnetzwerks bei der Gestaltung der eigenen Zukunft ein hoher Stellenwert zu, zumal andere funktionale Strukturen häufig fehlen.

Generell ist das Durchhaltevermögen von Jugendlichen, die sich bereits über einen längeren Zeitraum engagiert haben – sei es, um direkt an der Implementierung der eigenen Rechte mitzuwirken oder um gesamtgesellschaftlichen Herausforderungen entgegenzutreten – sehr hoch. Sie sind häufig in der Lage, wiederholte Rückschläge auszuhalten und sich nicht korrumpieren zu lassen bzw. Wege zu finden, ihre Agenda umzusetzen, ohne dadurch Nachteile für die eigene Entwicklung zu erfahren. In vielen Fällen agieren sie dabei außerhalb von „formaleren“ Strukturen der Jugendpartizipation, um die eigene Unabhängigkeit zu sichern, flexibel zu bleiben und Ziele schneller erreichen zu können.

Ausblick

Obwohl sich in Peru die formalen Rahmenbedingungen für mehr Mitsprache und aktive Einbindung von Jugendlichen stark verbessert haben, gelingt es bislang nicht, die dadurch entstandenen Partizipationsräume wirklich inklusiv zu gestalten. Die Bereitschaft seitens der Jugendlichen, Verantwortung zu übernehmen und an Lösungsansätzen aktueller gesellschaftlicher Herausforderungen mitzuwirken, ist vorhanden. Jedoch fühlen sich die Jugendlichen, die sich aktiv einbringen (wollen), häufig nicht ernst genommen oder machen die Erfahrung, dass ihr Einsatz zu keinen oder nur geringfügigen Veränderungen führt. Dennoch schaffen andere es durch Einfallsreichtum, Hartnäckigkeit, Innovation und kollektive Kraft, Ideen umzusetzen und ihr Lebensumfeld aktiv mitzugestalten. Die meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Fallstudie aus Moyobamba weisen darauf hin, dass ihre innerhalb der formellen und informellen Jugendgruppen gemachten Erfahrungen – trotz der Rückschläge – von großer Wichtigkeit für ihre persönliche Entwicklung waren. Neben der Aneignung von Wissen

und neuen Fähigkeiten ist es vor allem das Gefühl, mit Menschen zusammenzukommen, die sich für ähnliche Ziele einsetzen, welches die Teilhabe in Organisationen für viele Jugendliche so bedeutungsvoll macht. Gleichzeitig wird man von anderen wahrgenommen und gehört. Diese Anerkennung ist gerade deshalb wichtig, weil sie in anderen Lebenskontexten seltener erfahren wird. Insofern spielen die bestehenden Initiativen und Strukturen der Jugendpartizipation bereits jetzt eine wichtige Rolle. Aber es ist wichtig, dass sie auch mehr Wertschätzung seitens der Akteure erhalten, die aufgrund ihrer Funktion (z. B. Schulen, Regierungsinstitutionen) oder Berufung/Mission (z. B. NGOs, kirchliche Organisationen, Stiftungen) zu zentralen Akteuren der Jugendpartizipation zählen. Dies ist aufgrund der informellen und periodischen Funktionsweise vieler Jugendbewegungen sicherlich mit Herausforderungen verbunden. Dennoch: Allein durch die alltägliche Wahrnehmung Jugendlicher als handlungsfähige Akteure könnte ihre Rolle innerhalb der Gesellschaft neu definiert werden. Die Jugendlichen selbst sind sich ihrer Verantwortung in vielen Fällen wohl bewusst: „Ich fände es toll, wenn wir Jugendlichen mehr Dinge anpacken würden. [...] Wenn du dich als junger Mensch richtig engagierst, dann machst du das nicht, weil dir jemand gesagt hat, das zu tun, sondern, weil das einfach in dir steckt. Es ist ein Teil von dir. Du gehst einfach davon aus, dass du gegenüber deiner

Bevölkerung, gegenüber deinen Leuten, Verantwortung trägst. Und du denkst dir dabei: Wie schön wäre es, wenn wir alle zusammen wachsen würden und sich die Jugend dabei weiterentwickelt“ (Manuel, 24 Jahre, Vorsitzender eines lokalen Jugendrats).

Abbildung Seite 11:

Teilnehmerinnen und Teilnehmer eines Ferienprogramms in San Martín, das von Jugendlichen für Kinder entwickelt wurde. Während des einmonatigen Programms im Jahr 2018 befassten sich die Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmer unter anderem mit den Themen Boden, Wasser, Klima und Biodiversität.



Anmerkungen

1 Politische und gesellschaftliche Teilhabe bzw. Partizipation werden in diesem Text weitestgehend synonym verwendet, da sich die Autorin in ihrer Arbeit an einem weiten Politikbegriff orientiert, der neben der institutionalisierten politischen Teilhabe auch informelle und alltägliche Praktiken des Aushandelns berücksichtigt (Kallio & Häkli 2013). Für eine detailliertere Auseinandersetzung mit verschiedenen Vorstellungen und Formen von Jugendpartizipation siehe u. a. Savyasaachi & Butler (2014) und O'Toole (2016).

2 Der größte Teil der Darstellungen in diesem Text basiert auf Ergebnissen von Feldforschungen, welche die Autorin zwischen 2014 und 2016 für ihr Dissertationsprojekt durchführte. Dazu wurden u. a. 60 Interviews mit engagierten Jugendlichen und jungen Erwachsenen (16–33 Jahre) sowie mit Förderern von Jugendpartizipation geführt (z. B. aus Regierungseinrichtungen, Kirchen, Stiftungen und Schulen). Wenn nicht anderweitig belegt, beziehen sich die hier gemachten Aussagen auf Daten aus der erwähnten Dissertation (voraussichtliche Veröffentlichung 2019).

3 SENAJU (2012): Perú: Resultados Finales de la Primera Encuesta Nacional de la Juventud 2011. Lima: SENAJU.

4 Vgl. Tanaka, Martín & Rojas, Sofía (2010): „La dinámica neodualista“ de una democracia sin sistema de partidos: La situación de la democracia en el Perú. In: *Revista de Ciencia Política* 30 (1), S. 87–114 sowie: Zavaleta, Mauricio (2014): *Coaliciones de independientes. Las reglas no escritas de la política electoral*. Lima: IEP.

5 Vgl. Baldeón Gutiérrez, Edson (2015): *Cuota joven y cuota de género*. In: Corcuera Portugal, Julio & Rodríguez, Ernesto (Hrsg.): *Subjetividades diversas: Análisis de la situación política, social y económica de las juventudes peruanas*. Lima: SENAJU sowie: SENAJU (2016): *Informe Nacional de las Juventudes en el Perú 2015*. Lima: SENAJU/UNFPA, S. 123

6 Vgl. Jave, Iris & Uchaypoma, Diego (2013): *¿Quién dijo que sería fácil? Liderazgo político de regidoras jóvenes en Lima*. Lima: IDEHPUCP/KAS; Loayza, Manuel J. (2013). *¿Qué dicen los y las jóvenes acerca de la política? Acerca de los discursos en referencia a la política en el Perú*, p. 216–231. In: Ernesto Rodríguez (ed.), *Movimientos juveniles en América Latina: Entre tradición y la innovación*. Lima: SENAJU/UNESCO, sowie: Nureña, César R. (2014): *Entrevista: Entre la Inmediatez del Consumo y la Ausencia de Utopías*. In: *Revista Andina de Estudios Políticos IV* (1), S. 50–60.

7 Nureña, César R. (2014): *Entrevista: Entre la Inmediatez del*

Consumo y la Ausencia de Utopías. In: *Revista Andina de Estudios Políticos IV* (1), S. 55.

8 Vgl. Golte, Jürgen & León Gabriel, Doris (2011): *Polifacéticos. Jóvenes limeños del siglo XXI*. Lima: IEP/Ataq Editores, sowie: Uccelli, Francesca & García Llorens, Mariel (2016): *Solo zapatillas de marca. Jóvenes limeños y los límites de la inclusión desde el mercado*. Lima: IEP.

9 Vgl. Stojnic, Lars & Carrillo, Sandra (2017): *Reconocimiento positivo de la diversidad y sostenibilidad democrática. ¿Aporta la experiencia educativa formal?* In: *Argumentos* 11 (1), S. 25–30, sowie: Uccelli, Francesca, Agüero, José C., Pease, María A. & Portugal, Tamia (2017): *Atravesar el silencio: memorias sobre el conflicto armado interno y su tratamiento en la escuela*. Lima: IEP.

10 Comisión de Entrega de la Comisión de la Verdad y Reconciliación (CVR) (2008): *Hatun willakuy. Versión abreviada del informe final de la CVR*. Lima: IDEHPUCP [u.a.].

11 Burt, Jo-Marie (2006): „Quien habla es terrorista“. *The Political Use of Fear in Fujimori's Peru*. In: *Latin American Research Review* 41 (3), S. 31ff.

12 Crabtree, John & Durand, Francisco (2017): *Peru. Elite power and political capture*. London: ZED, S. 148; Glave Remy, Marisa (2015): *Buenas prácticas de gestión descentralizada*. Lima: Grupo Propuesta Ciudadana/Oxfam.

13 Carranza Ugarte, Luis, Gallardo Llanos, Juan Pablo & Vidal Caycho, Renzo (2012): *Las barreras al crecimiento económico en San Martín*. Lima: BID/CIES/ Universidad San Martín de Porres.

14 Das englische Wort „peer“ bezeichnet eine gleichrangige bzw. gleichwertige oder ebenbürtige Person. Obwohl der Begriff Peergroup häufig verwendet wird, wenn Gleichaltrige gemeint sind, „ist es weniger das gemeinsame Lebensalter [...], das die Peers miteinander verbindet, sondern das für die Austauschprozesse konstitutive Prinzip der Gleichrangigkeit. Für Peer-Interaktionen ist demnach wesentlich, dass hier zumindest idealtypisch Gleiche unter Gleichen zusammentreffen, die sich in Wissen, Können, Entscheidungsbefugnis usw. nicht prinzipiell unterscheiden“ (Brake 2010: 388).

15 Reátegui, Félix (Hrsg.) (2009): *Formación en ciudadanía en la escuela peruana. Avances conceptuales y limitaciones en la práctica de aula*. Lima: IDEHPUCP, S. 13f.

16 Gordon, Hava R. & Taft, Jessica K. (2011): *Rethinking Youth Political Socialization: Teenage Activists Talk Back*. In: *Youth & Society* 43 (4), S. 1515ff.

Abbildung Seite 13:

Jugendliche bei einer Jugendkatechese in Chorillos im Süden der peruanischen Hauptstadt Lima.





„Ich will Jugendlichen wie mir Hilfe zur Selbsthilfe geben“

Suanny kommt aus einer Favela in Rio de Janeiro und will sich mit der Gewalt nicht abfinden
Von Thomas Milz (Text) und Florian Kopp (Fotos)

Ein dunkelhäutiges Mädchen, aufgewachsen in einer der brutalsten Favelas von Rio de Janeiro: Suanny hatte keine guten Startbedingungen in ihr Leben. Doch mit Hilfe von Rios Jugendpastoral setzt sie sich jetzt selbst für die Rechte von Kindern und Jugendlichen ein.

Die Zufahrtsstraßen zum Armenviertel Acari im Norden der brasilianischen Millionenmetropole Rio de Janeiro sind mit Hindernissen blockiert. Man muss aus dem Auto aussteigen, um sie zur Seite zu schieben, und Obacht geben. Doch dieses Mal gibt es keine Spur von den Jugendlichen der Drogenbande, die den Zugang gesperrt haben. Suanny Martins hatte nicht übertrieben, als sie ihre Favela als „eine der fünf gewalttätigsten von ganz Rio“ bezeichnete. Hier ist man weit weg von den glamourösen Stränden der Südzone. Wenn Acari in den Medien auftaucht, dann sind es keine guten Nachrichten.

„Wir müssen laut schreien, damit alle erfahren, was gerade in Acari passiert“, schrieb die Stadträtin Marielle Franco Anfang März 2018 in den sozialen Netzwerken. „Diese Woche wurden zwei Jungen ermordet und in einen Graben geworfen. Heute ziehen die Polizisten durch die Straßen des Viertels und bedrohen Bewohner ...“ Die Polizei des in der Nähe stationierten 41. Bataillons terrorisierte die Bewohner, schrieb Marielle Franco: „Schluss mit dem Bedrohen unserer Bevölkerung. Schluss mit den Morden an unseren Jugendlichen!“

Abbildung Seite 14:

Suanny Martins (rechts) arbeitet als Verwaltungsangestellte bei der Menschenrechtsorganisation Cedeca. Sie hat sich trotz ihrer Herkunft eine Zukunft errichtet.

Suannys Afro-Wuschel-Locken ähneln denen der Stadträtin Marielle. Genau wie Marielle stammt die rund zehn Jahre jüngere Suanny aus einer Favela der Nordzone, der Maré, deren Zufahrtsstraßen ebenfalls von den Drogenbanden versperrt werden. Und genau wie Marielle hat auch Suanny ihre Kindheit und Jugend in Sozialprojekten der katholischen Kirche verbracht. Suanny ist eine afro-brasilianische Frau mit dunkler Haut, Marielle war es auch. Suanny lebt, Marielle ist tot.

Suanny erinnert sich noch genau an jenen Abend Mitte März. Gerade verließ sie mit Freunden die Universität, an der sie die Abendkurse für die Sozialarbeiterausbildung besucht, als sie die Nachricht hörte. Mitten in Rio war die Stadträtin Marielle mit vier Kopfschüssen ermordet worden. „Das hat mich erst einmal umgehauen“, erinnert sich Suanny. „Sie war eine Person, die sich für die Menschenrechte der Schwächsten eingesetzt hat, für die Armen und Schwarzen. Sie war ein Vorbild für den Kampf um unsere Rechte.“

Gewalterfahrungen von Kindheit an

Wer in den Favelas von Rio de Janeiro aufwächst, kennt die tagtägliche Gewalt von klein auf. Sie trat in Suannys Leben, noch bevor sie vor 27 Jahren geboren wurde. Ihr Vater starb kurz vor ihrer Geburt. Er hatte etwas mit Drogen zu tun, viel mehr weiß Suanny nicht. „Meine Mutter spricht nicht gerne darüber. Aber ich hätte ihn gerne kennengelernt.“ Dann hätte die Mutter nicht gleichzeitig auch noch die Rolle des Vaters übernehmen müssen, für sie und die beiden jüngeren Geschwister Samara und Calleus. Dass es Mutter Marta trotzdem schaffte, die Familie über die Run-

den zu bringen, verdankt sie auch der fast achtzigjährigen Ivanilde de Araújo Pinto, die sich bis heute ehrenamtlich um die Kinder der Acari-Favela kümmert. Im Zentrum des Viertels steht ihre „Escolinha do Amor“, die „Kleine Schule voll Liebe“.

Die Ordensschwwestern der Salesianer stifteten ihr einst die Räumlichkeiten. Doch los ging es vor 35 Jahren erst einmal im Schatten eines Baumes. „Denn Geld hatten wir keins. Aber ich wusste, dass ich den Kindern helfen konnte – und auch musste“, so Ivanilde.

„Denn hier herrschten Elend und Hunger.“

Bis heute kommen jeden Tag dutzende Kinder hierher. Auf sie warten Frühstück, Mittag- und Abendessen. Ehrenamtliche Helfer, darunter Lehrer nahegelegener Schulen, helfen ihnen bei den Hausaufgaben, geben Nachhilfe, organisieren Spiele mit den Kindern und Jugendlichen. Die kleine Einrichtung lebt von Spenden und der Unterstützung der katholischen Jugendpastoral. „Es war gut, dass wir hier aufgehoben waren“, erinnert sich Suanny. „So liefen wir nicht Gefahr, da draußen auf Abwege zu geraten.“

Denn „da draußen“ sterben die Jungen im Drogenkampf, während die Mädchen viel zu oft und viel zu früh schwanger werden. Suanny hat es stets verstanden, sich von dem „draußen“ fernzuhalten. Die Wände der „Escolinha“ hängen voll mit alten Polaroid-Fotos von Schülerinnen und Schülern. Ein Bild von Suanny hängt auch dort, das ihrer Schwester und ihres Bruders ebenfalls. Aber auch Bilder von Kindern, die heute nicht mehr leben. „Das hier ist ein

Ort, der Leben rettet“, sagt Ivanilde trotzig.

Das Schicksal von Suanny und ihrer Familie habe sie stets aus nächster Nähe begleitet. „Sie waren damals so arm, dass wir alle für sie Sachen zusammengesucht haben“, erinnert sich Ivanilde. Wenn sie jetzt sehe, was aus der Familie geworden ist, sei sie von Glück erfüllt. „Besonders als ich vor kurzem feststellte, dass Suanny bei Cedeca arbeitet. Da musste ich vor Freude weinen. Ich sehe ihre Zukunft genau darin, dass sie anderen Menschen hilft.“

Zentrum zur Verteidigung der Kinderrechte

Anfangs war Suannys berufliche Laufbahn eher bescheiden. Ein dunkelhäutiges Mädchen aus der Favela Acari, aufgewachsen ohne den Vater – das sei bei Vorstellungsgesprächen nicht so toll angekommen. Deshalb jobbte sie erst einmal in einem Supermarkt. Doch dank der katholischen Pastoral für gefährdete Jugendliche, für die sie seit Jahren ehrenamtlich arbeitet, erhielt sie eine Chance beim *Centro de Defesa dos Direitos das Criança e do Adolescente* (Cedeca), einem landesweit agierenden Zentrum zur Vertei-



digung der Rechte von Kindern und Jugendlichen, mit dem die Pastoral für gefährdete Jugendliche der Erzdiözese Rio de Janeiro eng zusammenarbeitet. „Suanny kam damals direkt aus dem Supermarkt zu uns“, erinnert sich Vera Cristina de Sousa. Sie koordiniert bei Cedeca das Schutzprogramm für mit dem Tode bedrohte Kinder und Jugendliche. „Suanny hatte keinerlei Erfahrung mit unserer Arbeit. Aber wir haben auf sie gesetzt, auch weil sie aus dem gleichen Ambiente kommt wie die Kinder und Jugendlichen, die sich an uns wenden.“ Suanny kümmert sich bei Cedeca hauptsächlich um die Verwaltung. Ab und zu ist sie aber auch für die Telefon-Hotline verantwortlich. Eine nicht immer leichte Aufgabe. „Obwohl wir in Acari stets Geschichten über missbrauchte Mädchen oder ermordete Jugendliche gehört haben, fällt es mir immer noch schwer, diese Geschichten zu begreifen“, sagt sie. Sie kämpfte sich durch, attestiert ihr Vera Cristina. „Suanny repräsentiert tausende von jungen Frauen, die ihren Platz in dieser Gesellschaft suchen. Sie bringt zwar keine solide familiäre Basis mit sich, hat aber sehr viel Lust und Kampfgeist, um etwas zu erreichen.“ Deswegen habe man sie auch zu einem Studium ermutigt.

Suanny schwankte zwischen Jura, Psychologie und Sozialarbeit. Es wurde schließlich das letztere.

Die Abgründe der Gesellschaft

Bei Cedeca erhält man Einsicht in die Abgründe der Gesellschaft. Zwischen dreihundert und vierhundert Jugendliche seien derzeit in ganz Brasilien in staatlichen Schutzprogrammen. Hunderte weitere warten auf einen Platz, doch die Staatskassen seien leer, heißt es von den Regierenden. Aber die von Drogenbanden oder korrupten Polizisten mit dem Tode bedrohten Jugendlichen könnten nicht warten, so Vera Cristina: „Wer mit zwölf Jahren mit dem Tode bedroht wird, hat statistisch gesehen kaum eine Chance, das achtzehnte Lebensjahr zu erreichen.“ Immer jünger seien die Mordopfer, während der Staat über keine ausreichenden Mittel verfüge,

Abbildung Seite 16:

Szene aus der Favela Vila Acari in Rio de Janeiro.

Abbildung Seite 17:

Suanny arbeitet mit in der Escolinha do Amor und betreut Kinder aus der Favela: Ehrenamtliche wie Suanny helfen bei den Hausaufgaben und organisieren Spiele mit den Kindern und Jugendlichen.



um den Jugendlichen den ihnen eigentlich per Gesetz zustehenden Schutz zukommen zu lassen.

Die Armenviertel von Rio würden von drei großen Drogenbanden kontrolliert, die miteinander rivalisierten. Dazu kämen Banden korrupter Polizisten und Militärs, die berüchtigten Milizen, die sich rasend schnell über die Armengebiete ausbreiteten. „Als Bewohner dieser Gebiete muss man deren speziellen Regeln folgen, sonst wirst du und deine ganze Familie bedroht. Und dann gilt es nur noch, schnell von dort zu verschwinden.“

Die Fälle von Bedrohungen durch die Drogenbanden und Milizen überstiegen in ihrer Häufigkeit längst die Anzahl der Fälle häuslicher Gewalt und sexuellen Missbrauchs, um die sich Cedeca ebenfalls kümmere, sagt Vera Cristina. Es gebe aber auch subtile Diskriminierungen, wie Aktionen der Polizei, die versuche, Jugendliche aus der Nordzone von den noblen Stränden der Südzone fernzuhalten.

Kriminalisierung dunkelhäutiger Jugendlicher

„Wir erleben derzeit eine massive Kriminalisierung der dunkelhäutigen Jugendlichen, die in den Armensiedlungen leben und nicht viele Möglichkeiten haben, sich etwas in ihrem Leben aussuchen zu können“, sagt Vera Cristina. Die Politik diskutiere derweil über die Absenkung der vollen Strafmündigkeit von 18 auf 16 Jahre, sagt

Regina Leão von der Pastoral für gefährdete Jugendliche der Erzdiözese Rio. „Man kann den Eindruck gewinnen, dass die Jugendlichen das Problem seien. Und nicht der Mangel an Chancen für sie.“

Die Gewalt ist zurückgekehrt

Schon seit Jahren wird Suanny von Regina Leão auf ihrem Lebensweg begleitet und unterstützt, so gut es geht. Zu sehen, wie junge Menschen wie Suanny inmitten der Ungleichheit und der Schwierigkeiten immer weiterkämpfen, mache ihre eigene Arbeit sinnvoll: „Dieses so wundervolle Rio ist voll von Herausforderungen“, scherzt Regina Leão. Die Gewalttaten in der cidade maravilhosa, der „wundervollen Stadt“, wie Rio sich selbst nennt, sind fast wieder auf dem Rekordniveau der 1980er Jahre.

Dabei gab es Hoffnung, als 2008 mit der Besetzung und Befriedung der Favelas durch die Polizei, speziell den UPPs (*Unidades de Polícia Pacificadora*), begonnen wurde. Bis 2013 sank damals die Gewalttatsache tatsächlich. Die UPPs galten rasch als Erfolgsmodell für ganz Brasilien. Doch dann begann das Projekt zu stocken, so Vera Cristina: Die versprochenen beglei-



tenden Sozialprogramme seien ausgeblieben. Und immer mehr entpuppten sich die Polizeieinheiten als Besetzer statt als Befreier. Im Jahr 2015 legten Cedeca und andere Organisationen der Zivilgesellschaft einen Erfahrungsbericht bei den Vereinten Nationen in Genf vor. Darin wurde die Frage diskutiert, ob die UPPs die Gewalt gegen Kinder und Jugendliche reduziert hätten. „Schon damals hatten wir Indizien dafür, dass das Projekt kein Erfolg war“, berichtet Vera Cristina.

Dann sei es rasch bergab gegangen, sagt Vera Cristina. „Die Polizei machte die Augen zu, um nicht mitzubekommen, was wirklich in den UPP-Gebieten passierte. Und dann waren plötzlich keine Geldmittel mehr da.“ Längst seien die kriminellen Organisationen wieder zurück in ihren alten Herrschaftsgebieten. Die Medien zeigen die täglichen Schießereien in der Rocinha-Favela, die mitten in den Nobelvierteln der Südzone liegt. Und deshalb den Wohlbetuchten Sorgen bereitet.

Aber auch in den Armenvierteln der Nordzone herrscht Krieg, im „Complexo do Alemão“, dem „Morro do Juramento“, in Marielles „Maré“ und Suannys „Acari“. Siebzig Prozent aller Gewaltopfer in

Brasilien sind dunkelhäutige Jugendliche, die meisten männlich. Dank der Arbeit bei Cedeca sei sie heute ein besserer Mensch, glaubt Suanny. Sie träumt von einem normalen Leben, das sie so nie gekannt hat. Von einem ruhigen Familienleben im eigenen Haus. Und sie träumt davon, anderen Jugendlichen zu helfen, die wie sie in den Armenvierteln von Rio aufgewachsen sind. „Ich will Jugendlichen wie mir Hilfe zur Selbsthilfe geben“, sagt sie.

Der Mord an Stadträtin Marielle

Es ist der gleiche Traum, der auch Marielle Franco antrieb. Ein Jahr lang war sie Stadträtin, bevor sie umgebracht wurde. Noch ist nicht klar, weshalb sie sterben musste. Vermutlich stecken Milizen dahinter, korrupte Polizisten, deren Verbrechen Marielle stets öffentlich anprangerte. Sie gehörte einer neuen Generation schwarzer Frauen an, die sich in der ihnen so feindlich gegenüberstehenden Gesellschaft Gehör verschaffen.

Auch Suanny gehört zu diesen Frauen. Es sei wichtig, dass die Jugendlichen aufhören, sich als Opfer zu verstehen, glaubt Vera Cristina von Cedeca. Denn Opfer sind passiv. „Sie sollen aber zu Protagonisten werden, denn das ist wichtig für sie selbst, und gleichzeitig werden sie zu Vorbildern für alle um sie herum, die Familie und die Freunde in der Favela. Das ist Empowerment.“

Abbildung Seite 18:

Suanny im Team der Menschenrechtsorganisation Cedeca: Die junge Frau aus der Favela hat ihren Weg gefunden und möchte jetzt helfen, dass möglichst viele Kinder und Jugendliche aus den Favelas eine Zukunft haben.



Jugend-Szenarien in Zeiten der Willkür

Die Herausforderungen, der Kampf und die Hoffnung – Von Felipe da Silva Freitas

Während ich diesen Text schrieb, wurde ich von dem gewaltsamen Tod der 35-jährigen schwarzen Bürgerrechtlerin und Stadträtin von Rio de Janeiro, Marielle Franco, erschüttert, die am 14. März 2018 ermordet wurde, nachdem sie im Zentrum der Stadt an einer Veranstaltung teilgenommen hatte. Der Mord an Marielle, der offensichtlich mit ihrem Kampf für die Menschenrechte im Zusammenhang steht, ist nur ein Verbrechen mehr in einer ganzen Reihe von Morden, die tagtäglich schwarze Frauen und Männer im gesamten Land verstören und beunruhigen. Ich widme diese Gedanken dem Andenken an Marielle und die vielen schwarzen Jugendlichen, die in Brasilien hingerichtet worden sind.

Die Herausforderungen für die schwarze Jugend und die Ursachen des Kampfes

Der politische Kontext hat sich in den letzten sechs Jahren in Brasilien zunehmend und rapide verschlechtert. Die großen Massenproteste seit 2013¹, die Absetzung der Staatspräsidentin Dilma Rousseff im Jahre 2016² sowie die Verfolgung, Inhaftierung und Entziehung des Rechts auf eine neue Kandidatur des früheren Präsidenten³ Lula da Silva, der in den Umfragen vorne lag (2018), bildeten nur die Spitze der unzähligen negativen Ereignisse inmitten eines Meeres aus Gewalt und Autoritarismus, in dem sich die brasilianische Gesellschaft schon seit Jahrhunderten traurigerweise befindet. Zweifellos haben diese Ereignisse weder die Gewalt noch die Ungleichheiten im Lande erst hervorgerufen, aber die Niederlagen des fortschrittlichen Lagers haben die krassen Widersprüche zwischen dem öffentlichen äußeren Bild eines geordneten und freundlichen Landes und den inneren Erfahrungen von Ungleichheit und Gewalt weiter verstärkt; einer Gewalt, die sich vor allem gegen ganz bestimmte, schon immer ausgegrenzte Gruppen der Bevölkerung richtet.

Brasilien ist ein gewalttätiges Land, nicht nur an-

gesichts der extrem hohen Mordrate und der ungeheuer großen Anzahl an körperlichen Angriffen, die das Land aufweist, sondern auch aufgrund der enormen Einkommensunterschiede, der diskriminierenden Praxis beim Zugang zu Bildung, Arbeit, Gesundheit und anderen Rechten, aber vor allen Dingen angesichts der Beibehaltung einer vertikalen und asymmetrischen Machtstruktur⁴. Für das Leben junger Menschen hat diese Realität noch viel schwerwiegendere Folgen. Es sind die jungen Menschen⁵, und hier ganz besonders die jungen Schwarzen, bei denen sich Ungleichheit und Gewalt am grausamsten und gravierendsten auswirken. Obschon es in den letzten Jahren bedeutende Fortschritte bei öffentlichen Maßnahmen zugunsten der Jugend gegeben hat, insbesondere was die Verbesserung des Zugangs zu den Schulen und der höheren Bildung angeht, aber auch im Hinblick auf verbesserte Arbeitsbedingungen und einen leichteren Zugang zu Waren und Dienstleistungen, sind immer noch negative Indikatoren für den jugendlichen Bevölkerungsanteil festzustellen, ganz besonders für Jugendliche mit schwarzer Hautfarbe⁶. Wir sehen also zwar gewisse Verbesserungen, was die Lebensbedingungen der brasilianischen Jugendlichen angeht, müssen jedoch gleichzeitig erkennen, dass diese Errungenschaften weiterhin von den hohen Zahlen an tödlichen Gewalttaten bedroht werden; dies hängt damit zusammen, dass schwarze Jugendliche in jenen Bereichen völlig unterrepräsentiert sind, in denen die politischen Entscheidungen getroffen werden, sowie mit den ständigen und plötzlichen Wechseln auf institutioneller Ebene, die bisher systematisch – aus



Gründen politischen Zwistes und wegen institutioneller Streitigkeiten – erfolgreiche Initiativen für eine soziale Inklusion immer wieder unterbrochen oder behindert haben.

Die große Herausforderung, vor der die brasilianische Jugend heute steht, besteht darin, nachhaltige Pläne zur Schaffung von Inklusion, zur Überwindung von Ungleichheiten sowie zur Möglichkeit eines sicheren Lebens und einer Teilnahme an den Entscheidungen zu entwickeln. Es geht um die politische und soziale Herausforderung, die negativen Stereotypen zu beseitigen, welche die afrobrasilianische Bevölkerung belasten, sowie um die Schaffung von Strategien für eine Befähigung dieser Bevölkerungsgruppe. Die Zahlen, welche die Gewalt in Brasilien beziffern, sind ungeheuerlich: Sie liegen höher als in den Ländern, die sich im Krieg befinden. Nach der offiziellen Statistik geschahen alleine im Jahr 2016 in Brasilien über 60.000 tödliche Gewaltverbrechen⁷. Das bedeutet, dass jede Stunde sieben Menschen landesweit ermordet wurden. Allein im Jahre 2016 wurden also in Brasilien genauso viele Menschen umgebracht, wie im Jahre 1945 als Folge des Atombombenabwurfs in Nagasaki insgesamt ums Leben kamen. Bei den Opfern dieser Morde handelt es sich zu 81 % um Kinder und junge Menschen zwischen 12 und 29 Jahren, zu 99 % um männliche Personen und zu 76,2 % um Menschen schwarzer Haut-

farbe. Dies sind erschreckende Zahlen, die belegen, dass dieses Phänomen sich auf die Bevölkerungsgruppe der jungen, schwarzen und männlichen Bevölkerung konzentriert, was die Lebenserwartung der sozialen Gruppe der afrobrasilianischen Männer insgesamt deutlich sinken lässt. Die hohe Mordrate in diesem sehr jungen Bevölkerungssegment macht jene Fortschritte zunichte, die junge Afrobrasilianer im Laufe der Jahre zuvor als Folge öffentlicher Programme erreicht hatten. Dies bringt folgender Auszug aus dem Leitdokument der 3. Nationalen Konferenz über die Politik zur Förderung von Rassengleichheit zum Ausdruck, die 2013 in Brasilien stattfand:

„Um Rechte in Anspruch nehmen zu können, muss ein Mensch am Leben bleiben. Um die Demokratie nutzen zu können, ist es notwendig, frei zu sein. Um in der Lage zu sein, seine Fähigkeiten und Kenntnisse zu verbessern, muss ein Mensch frei von Diskriminierung leben können. Im Falle Brasiliens bildet die Missachtung des Rechts aufgrund des alltäglichen Rassismus und der generalisierten Rassendiskriminierung die Grundlage für die tödliche Gewalt, welcher sich der afrobrasilianische Bevölkerungsanteil ausgesetzt sieht.

Die Analyse des Kontextes von Gewalt, in dem sich

Abbildung Seite 21:

In der Favela Complexo 18 im Norden von Rio de Janeiro.

die schwarzen Jugendlichen Brasiliens befinden, zeigt diese Korrelationen sehr deutlich. Es kann zu Recht behauptet werden, dass alle Bemühungen von institutioneller Seite, die inklusive Entwicklung zu fördern sowie die Lebensbedingungen für die afrobrasilianische Bevölkerung Brasiliens zu verbessern, angesichts der pervers hohen Mordrate bei den jüngsten Bevölkerungssegmenten völlig ins Leere laufen.“⁸

Gleichzeitig stellen wir große Widerstände fest, wenn es darum geht, Schwarzen, Frauen, jungen Homosexuellen Räume für ihre Vertretung und zur politischen Teilhabe zuzugestehen. Gemäß Zahlen der brasilianischen Bundesregierung von 2013, die alle öffentlichen Instanzen der drei Gewalten – Exekutive, Legislative und Judikative – beleuchten, kann darin eine überproportionale Repräsentanz weißer Menschen männlichen Geschlechts festgestellt werden. In der Geschichte des Obersten Gerichtshofs zum Beispiel gab es bisher lediglich ein einziges schwarzes Mitglied (den Obersten Richter Joaquim Barbosa), und im Amte des Staatspräsidenten gab es mit Dilma Rousseff bisher nur eine einzige Frau. Noch nie gab es in Brasilien einen afrobrasilian-

nischen Staatspräsidenten⁹. Diese Tatsachen, also die geringe Partizipation historisch diskriminierter Gruppen in den Räumen politischer Entscheidungsbefugnis, beschränken und verringern die Auswirkungen der inklusiven und antidiskriminatorischen Maßnahmen, die in Brasilien entwickelt wurden. Ohne eine tatsächliche politische Repräsentanz der unterschiedlichen Sektoren der Gesellschaft ist es unmöglich, eine wahre Demokratie und eine effektive Rechtssicherheit zu erlangen.

Wir sprechen hier von einem tiefgreifenden Phänomen der sozialen Beziehungen Brasiliens, welches vielfältige und systematische Arten physischer und symbolischer Ausgrenzung der afrobrasilianischen Bevölkerung aufweist und in Bezug auf die jungen Menschen ganz besonders dramatische Züge annimmt¹⁰. Es geht um einen Prozess der Entmenschlichung schwarzer Menschen sowie der Auslöschung ihrer historischen und kulturellen Bezüge. Die Folgen reichen von der Diskriminierung auf dem Arbeitsmarkt und in den kulturellen Räumen über körperliche Gewalt bis hin zu tödlichen Angriffen. Diese Situation stellt eine ungeheure Herausforderung dar, die zu extremen Spannungen führt und unsere gemeinsamen gesellschaftlichen Freiräume zerstört, in denen eigentlich Demokratie und Menschenrechte gedeihen sollten.

„Es ist wichtig, an die Wunde des Rassismus zu erinnern, die Millionen Menschen sozial und kulturell ausschließt – in Gesellschaft und Kirche – und ihnen nicht das Geringste lässt, um ein einigermaßen humanes Leben zu führen. Rassismus verstärkt die Rolle des Farbigen als einer der Ärmsten. Die oft zitierte brasilianische »Demokratie der Rassen« ist viel mehr Traum als Wirklichkeit.“

Dom Gilio Felício, Bischof von Bagé, Brasilien

Die Horizonte der schwarzen Jugend und die Gründe zur Hoffnung

Welche alternativen Möglichkeiten gibt es also angesichts der oben beschriebenen vorherrschenden Zustände? Wie ist es möglich, in dieser Situation einen Funken der Hoffnung und dadurch eine Motivation für die Bekämpfung der derzeitigen Zustände zu erlangen? Zweifellos bedeuten die große Ungleichheit und die enormen Hindernisse, die einem sozialen, wirtschaftlichen und vor allem politischen Aufstieg von Bedürftigen, Frauen, jungen Menschen, Schwarzen und Menschen aus der LGBT-Gemeinschaft im Wege stehen, dass dadurch die Schaffung eines kritischen gesellschaftlichen Bewusstseins stark begrenzt wird, ein Bewusstsein, welches den Widerspruch zwischen den Privilegien der herrschenden Gruppen und den Nachteilen, welche die historisch ausgegrenzten sozialen Gruppen erleiden müssen, klar erkennt. Das Fehlen dieses Bewusstseins erschwert die Möglichkeiten der Suche nach politischen Alternativen zur vorherrschenden Situation der Ausgrenzung und macht die bisher erlangten Fortschritte zur Förderung von Gleichheit und Gerechtigkeit wieder zunichte.

In diesem Sinne besteht die erste große Herausforderung darin, zu versuchen, autonome und selbstverwaltete Räume für die politische Bildung junger Menschen zu schaffen. Es geht hierbei um autonome Kollektive junger Frauen und Männer, die sich an ihrer eigenen Lebenserfahrung orientieren, die sich mit ihrer eigenen Lebenswirklichkeit auseinandersetzen und ganz konkrete Wege suchen, diese Realität zu verändern. Diese Erfahrungen gibt es in Brasilien bereits, und sie multiplizieren sich durch die Arbeit fortschrittlich religiöser junger Menschen, durch den Einsatz der Kollektive kultureller Aktivist*innen und junger Kommunikator*innen sowie durch die Aktivitäten junger schwarzer Frauen und unzähliger weiterer Gruppen und Projekte einer partizipativen Erneuerung, welche dieses breite Repertoire des Widerstands gegen die Unterdrückung ergänzen, das wir hier zu beleuchten versuchen.

Beispielhaft sei hier die ausdrucksstarke Beteiligung junger Menschen während des „Nationalen Marsches der schwarzen Frauen“ erwähnt, der im Jahre 2015 in Brasilia stattfand. Die Vielfalt der Ausdrucksweisen des schwarzen Feminismus, die vonseiten der jungen Teilnehmer*innen damals an den Tag gelegt wurde, ist ein Symbol für die herausragenden Ziele der Freiheitskämpfe, die derzeit in Brasilien stattfinden.

Ein zweiter wichtiger Aspekt ist die Notwendigkeit des Abbaus von negativen Stereotypen, die in Brasilien in Bezug auf die afrobrasilianische Bevölkerung gegenwärtig sind. Dieser Aufgabe widmen sich vor allem jene Kollektive, die sich mit der Befähigung schwar-

zer Frauen beschäftigen, sowie Hip-Hop-Gruppen, lokale Theaterensembles und Kommunikationsprojekte, die sich dafür einsetzen, den Erhalt und das Erleben schwarzer Kultur mit positivem Inhalt zu füllen. Auf diese Weise wollen diese Initiativen einerseits junge Talente motivieren und andererseits ein Nachdenken über Gewalt und Ungleichheit erzeugen.

Und schließlich halten wir es für unabdingbar, dass die Möglichkeit geschaffen wird, permanente Kanäle des Widerstands gegen die institutionelle Gewalt zu eröffnen. Es muss Strukturen einer sozialen Kontrolle der Polizei und der Strafjustiz (sowie auch der übrigen staatlichen Instanzen) geben, die den betroffenen sozialen Gruppen die Möglichkeit geben, Rechtsbrüche anzuzeigen und die Ausübenden dieser vom Staat ausgehenden Gewalt zur Rechenschaft zu ziehen. Diese Widerstandskanäle bieten die Möglichkeit, schwerwiegende Vergehen anzuprangern, und tragen so dazu bei, den politischen Kampf gegen die Gewalt zu stärken sowie gleichzeitig das gemeinschaftliche Netzwerk für die Selbstverteidigung und den Selbstschutz enger zu knüpfen.

Hier sind die Erfahrungen der externen Beschwerdeeinrichtungen der staatlichen Ombudsstellen von besonderer Bedeutung. Diese Aufgabe wird von wichtigen politischen Akteuren der organisierten sozialen Bewegungen wahrgenommen und hat zum Ziel, die Bürger zu unterstützen, falls diese Beschwerden oder Anzeigen vorbringen wollen, und diese Angelegenheiten in Zusammenarbeit mit den Strafjustizbehörden zu bearbeiten. Es ist wichtig, die Erfahrungen, die in diesem Bereich bisher gemacht wurden, weiterhin zu nutzen und sie auch auf weitere Bereiche staatlichen Handelns auszuweiten.

Auch die Kampagnen zur Anklage polizeilicher Gewalt spielen eine wichtige Rolle in diesem Zusammenhang und sollten von uns allen unterstützt und wertgeschätzt werden. Solche Initiativen wie die Nationale Kampagne gegen Gewalt und die Ermordung von Jugendlichen, die zwischen 2009 und 2014 von den Jugendpastoralen in ganz Brasilien organisiert wurde, oder die Kampagne mit dem Namen „Ich werde verdächtigt“, die seit dem Jahre 2013 von schwarzen Jugendlichen aus São Paulo betrieben

wird, oder die Kampagne mit dem Namen „Hört auf uns zu töten“, die vom Netzwerk schwarzer Frauen 2016 im Bundesstaat Bahia ins Leben gerufen wurde, sind – wenn auch aus politisch sehr unterschiedlichen Perspektiven heraus - darauf ausgerichtet, mithilfe öffentlicher Aktionen Gewalt anzuprangern und politische Maßnahmen einzufordern, damit die negativen Folgen dieser Art von Gewalt für junge Menschen und für die gesamte Gesellschaft gemindert werden können.

Sicherlich spielen all diese Initiativen jeweils lediglich eine kleine Rolle im Kampf für die tiefgreifenden Veränderungen, die Brasilien braucht. So wie es die Netzwerke der sozialen Bewegungen formuliert haben, ist es notwendig, die vielen verschiedenen politischen Ausdrucksweisen des Landes, die sich teilweise uneins sind, dergestalt zu synthetisieren, dass dadurch eine konkrete Perspektive für die Überwindung der Ungleichheiten, der Gewalt und der Diskriminierung entstehen kann. Nur so ist eine wirksame Diskussion über die notwendigen Schritte zur Erreichung dieser Ziele möglich.

Uns ist also bewusst, dass die hier skizzierten Szenarien des sozialen Kampfes alleine nicht die Kraft aufbringen werden, um das System der Ausgrenzung umzukehren, welches den historisch immer schon diskriminierten Bevölkerungsgruppen in Brasilien das Leben so schwer macht. Dennoch scheinen uns diese Szenarien grundlegend zu sein für die derzeitige politische Agenda, da sie „Funken der Hoffnung“ sein können, die in Zeiten der Willkür, der Repression und der autoritären Verschärfung die Rolle von Wegweisern spielen, um Utopien zu stärken. Denn ohne eine Utopie ist jede Freiheitsbewegung nur allzu leicht besiegtbar.

Anmerkungen

1 Singer, André, Brasil, Juni 2013, *Novos Estudos*, n. 97, S. 23–40, 2013; Vargas, João H. Costa, „Desidentificação“: a lógica da exclusão antinegra do Brasil, in: Vargas, João H. Costa; Plinho, Osmundo (Orgs.), *Antinegitude: a impossível sujeito negro na formação social brasileira*, 1. Ausgabe, Cruz das Almas: EDUFRB, 2016.

2 Jinkings, Ivana; Doria, Kim; Cleto, Murilo (Orgs.), *Porque*

gritamos golpe? para entender o impeachment e a crise política no Brasil,

1. Ausgabe, São Paulo: Boitempo, 2016; Singer, André; Loureiro, Isabel (Orgs.),

As contradições do Lulismo: a que ponto chegamos?, 1. Ausgabe, São Paulo: Boitempo, 2017.

3 Proner, Carol et al (Orgs.), *Comentários a uma sentença anunciada: o processo Lula*, Bauru: Canal 6, 2017.

4 In Brasilien verfügen 5 % der Bevölkerung – die reichsten Menschen – monatlich über genauso viel Einkommen wie die restlichen 95 % zusammen; dieses Ungleichgewicht ist je nach Rasse, Geschlecht und Landesregion zusätzlich noch ausgeprägter. Aus: Oxfam Brasil, *Inequalities in Brazil: the divide that united us*, São Paulo: Oxfam, 2017.

5 Als „junge Menschen“ gelten in Brasilien Personen im Alter zwischen 15 und 29 Jahren.

6 Zum Thema der Fortschritte und der Herausforderungen für die brasilianische Jugend siehe auch: Novaes, Regina et al (Orgs.), *Agenda Juventude Brasil: leituras sobre uma década de mudanças*, 1a. Rio de Janeiro: Unirio, 2016.

7 FBSP, Fórum Brasileiro de Segurança Pública, *Anuário Brasileiro de Segurança Pública 2017*, São Paulo: [s.n.], 2017.

8 Brasil, Secretaria de Políticas de Promoção da Igualdade Racial, *Subsídios para o debate: III Conferência Nacional de Políticas de Promoção da Igualdade Racial*, Brasília: SEPPIR, 2013, S. 41.

9 Ibid.

10 Vargas, João H. Costa, *Por uma mudança de paradigma: antinegitude e antagonismo estrutural*, in: Flauzina, Ana Luiza Pinheiro; Vargas, João H. Costa (Orgs.), *Motim: horizontes do genocídio antinegro da Diáspora*, 1. Ausgabe, Brasília: Brado Negro, 2018, S. 91–105.

Abbildung Seite 25:

Heranwachsen in einer Jugend, die kaum Chancen eröffnet: afrobrasilianische Geschwisterkinder in der Favela Jardim Gramacho in Duque de Caxias im Bundesstaat Rio de Janeiro, Brasilien.





Die Stadt, die ihre Kinder frisst

Die Pastoral für gefährdete Jugendliche der Erzdiözese Rio de Janeiro versucht, der Gewalt etwas entgegenzusetzen - Von Thomas Milz (Text) und Florian Kopp (Fotos)

Brasiliens Metropole droht in einem Chaos aus Armut und Gewalt zu versinken. Am meisten leiden unter den Zuständen die Kinder und Jugendlichen in den Armenvierteln. Hier versucht die Pastoral für gefährdete Jugendliche des Erzbistums Rio de Janeiro, das Ruder herumzureißen. Eine große Herausforderung, wenn man Lebenswege wie den von Juliana anschaut, einer jugendlichen Mutter, die auf der Straße lebte.

Misstrauisch beäugt die kleine Ester die großen Jungen mit Badelatschen, Shorts und nacktem Oberkörper, die durch die grelle Sonne eilen. Ob die gemächlich auf den Bissen ihres Sandwiches kauende Fünfjährige versteht, dass es echte Maschinengewehre sind, die die Jungen da mit sich tragen? „Sie fragt nie etwas über die Waffen, schaut nur“, sagt ihre Mutter Juliana. „Ich will auch nicht, dass sie zu lange hier rumsitzt. Die Jungs rauchen hier ihre Joints.“ Auf der anderen Straßenseite verkauft ein Kleiderladen T-Shirts mit dem Porträt des 1993 getöteten kolumbianischen Kokainkönigs Pablo Escobar. Davor hält gerade ein Schulbus. Normalerweise ist Ester bei ihren Pflegeeltern am anderen Ende der Stadt. Dort gehe es behüteter zu als hier in der Favela do Fubá, hoch über der weltberühmten Copacabana, meint Juliana. Weit unten glitzert der Südatlantik wie tausende Kristalle, die Autos auf den Avenida Atlântica erscheinen wie Spielzeuge, die Menschen am Strand wie winzige Punkte. In Rio leben die Reichen unten, während es

immer ärmer wird, je höher man den Hügel hinaufzieht. Und die 21-jährige Juliana wohnt seit einem Monat ganz oben, in einem Häuschen bewohnt sie ein Zimmer. „Zug um Zug richte ich es ein, Kühlschrank, Herd, alles was ich brauche, um Ester hier übers Wochenende bei mir zu haben.“ Juliana hat ein Leben als Straßenkind hinter sich. Jetzt will sie einen Neuanfang hier in Fuba wagen. Über Jahre galt die Favela als Modell für die 2008 gestartete Politik der Befriedung durch Polizei-

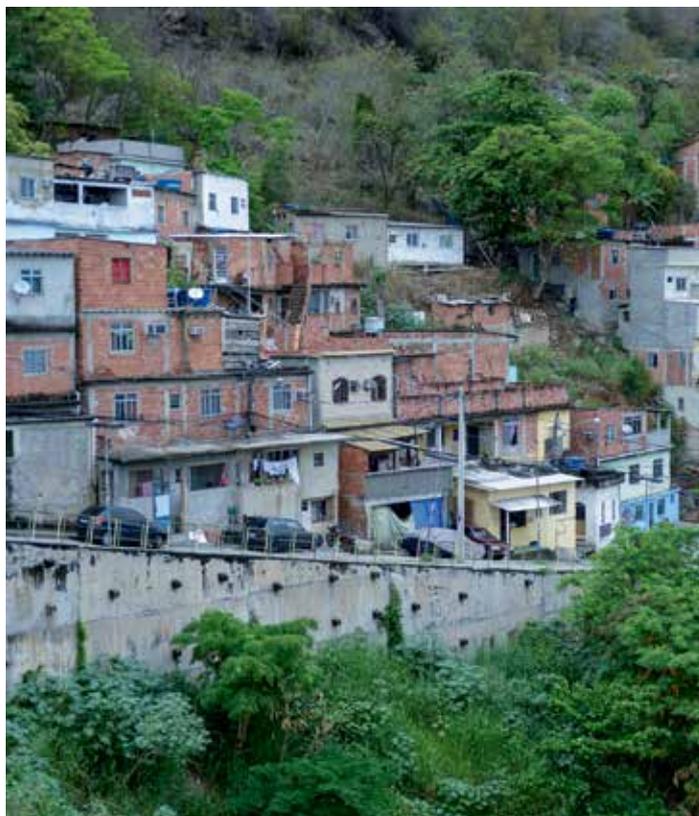


Abbildung Seite 26:

Mit Blick auf die Copacabana: Juliana und ihre Tochter Ester auf dem Dach der kleinen Wohnung in der Favela do Fubá.

Abbildung Seite 27::

Die Favela Campinho, wo das Centro Socioeducativo angesiedelt ist, in dem Juliana Hilfe fand.

einheiten, den UPPs (Unidade de Polícia Pacificadora). Als Freund und Helfer zeigten sich die Polizisten, organisierten Fußballturniere für die Kinder und führten stolz Journalisten aus aller Welt durch das den Drogenbanden abgerungene Terrain. Nichts weiter als ein PR-Gag, sagten damals die Kritiker, sobald die FIFA-Fußball-Weltmeisterschaft 2014 und die Olympischen Sommerspiele von 2016 vorbei seien, würden die Polizisten wieder abrücken, prophezeiten sie.

Die Befriedung der Favelas - nur ein PR-Gag aus Anlass von Fußball-WM und Olympischen Spielen?

Und tatsächlich wurde Anfang 2018 bekannt gegeben, dass die Hälfte der stadtweit rund 40 UPPs geräumt werden. Denn Rio ist pleite, mit dem Einbruch des Ölpreises kommt kaum mehr neues Geld in die öffentlichen Kassen. Dazu kommen Korruptionsskandale: Vom Gouverneur bis hin zu den einfachen Polizisten sollen viele Autoritäten die Hände aufgehoben haben. Unter der Bevölkerung waren die UPPs ohnehin nie beliebt. Die versprochenen begleitenden Sozialprogramme blieben aus, die Polizei übte stattdessen ein hartes Besatzungsregime aus. In Fubá will die Polizei offiziell zwar bleiben. Doch längst haben die Jungen mit den blanken Oberkörpern und den Maschinengewehren das Kommando wieder übernommen.

Kein Platz für Kinder

„Ich mag nicht, wenn Ester diese Szenen sieht“, sagt Juliana. Überhaupt seien solche Favelas nicht der beste Ort, um seine Kinder aufzuziehen. Aber Juliana bleibt keine andere Wahl. Sie kann nur hoffen, dass alles ruhig bleibt. Denn jederzeit könne die Polizei mit ihrer Spezialeinheit BOPE (*Batalhão de Operações Policiais Especiais*) anrücken, sagt sie. Stundenlang sitzen die Bewohner dann in ihren Häusern fest, warten, dass die Schießereien aufhören. Manche Kinder halten das Ganze trotzdem für einen Scherz. „Besonders die kleinen Jungs schauen sich das Verhalten der Drogenkinder ab“, betont Juliana. „Frag sie doch mal, acht von zehn Kindern wollen auch so ein Gewehr haben. Und zwar ein echtes.“

Juliana war da anders. Ihre Eltern verlor sie als Kleinkind, dann folgten Jahre in unzähligen Heimen, aus denen sie floh, um auf der Straße zu leben. Nirgends wurde sie geduldet, stets wurden die Straßenkinder vertrieben. Ihre beste Freundin verbrannte unter einer Brücke, als man ihre Schlafdecke anzündete. Juliana tötete sich fast mit Drogen. Nie richtete sich ihre Gewalt jedoch gegen andere, so wie es die Jun-



gen mit den Maschinengewehren tun, die damit auf die Jungen anderer Drogenbanden schießen. Oder auf die Polizisten, die nur zwei Kurven weiter hinter ihren Metallcontainern sitzen.

5.600 Todesopfer in einem Jahr

Als Kind in Rio de Janeiro groß zu werden, ist zum Spießrutenlauf geworden. Selbst die wohlbehütet aufwachsenden, hellhäutigen Kinder und Jugendlichen der Mittel- und Oberschicht werden von Querschlägern getroffen, manchmal sogar in ihren teuren Privatschulen. Doch eigentlich gelten die Kugeln den dunkelhäutigen Jugendlichen in den Armenvierteln. Über 5.600 Personen wurden 2017 in Rio getötet, mehr als zwei Drittel davon waren dunkelhäutige Jugendliche, genau wie zwei Drittel der in Haft sitzenden Jugendlichen ebenfalls afrobrasilianischer Abstammung sind. Rios Polizei macht bei dem Gemetzel kräftig mit. Letztes Jahr hat sie über 1.100 Personen getötet, meist dunkelhäutige Jugendliche in den Armenvierteln.

Auch in der Favela do Fubá wird wieder gestorben. Und Jugendliche dabei zuallererst. Wie eine Burg inmitten der sonst eher flachen Westzone von Rio de Janeiro thront die Favela über dem Viertel Campinho. Auf dem zentralen Platz hat eine Drogengang ein Schwimmbad gebaut. Um es benutzen zu dürfen, muss man bei ihnen mitmachen. Ihr erstes Fahrrad bekommen kleine Jungs hier nicht vom Papa, sondern als Lohn für ihre Arbeit als „olheiros“: Als stets wache Augen, die die Ankunft der Polizei melden. „Wir erleben einen Genozid an unserer Jugend“, sagt Regina Leão von der Pastoral für gefährdete Jugendliche des Erzbistums Rio de Janeiro. „Die organisierte Kriminalität hat die Zügel in der Hand. Und selbst wenn der Staat ankündigt, wieder die Kontrolle

übernehmen zu wollen, hat er dafür weder nachhaltige Konzepte noch das nötige Personal.“ So beschränke sich die Antwort des Staates oft darauf, der Gewalt in den Armutsvierteln mit staatlicher Gewalt zu begegnen. Für Sozialprogramme, für Schulen und die Ausbildung der Jugendlichen fehlen dagegen die Finanzmittel. Oder der politische Wille, so Regina Leão.

Die Kirche versucht dem nachhaltige Prozesse entgegenzusetzen. Am Fuße des Fubá-Hügels betreibt sie das Sozial- und Bildungszentrum *Comendador Armino da Fonseca*. „Der einzige Ort, an dem wir in Sicherheit unsere Freizeit verbringen können“, meint der 15-jährige Vinícius Espírito Santo. Zahlreiche seiner Verwandten und Freunde seien dem Drogenkrieg bereits zum Opfer gefallen, sagt er. Wenn es mit der Fußballerkarriere nicht klappt – er will ein zweiter Cristiano Ronaldo werden –, dann halt Anwalt. Oder Soldat, „um mit den Gaunern aufzuräumen.“ Ob er das ernst meint oder sich nur vor seinen Kumpels aufspielen will, bleibt fraglich. Über das eigene Elend Witze zu reißen, gilt in dem Alter als cool.

Die Erzdiözese sieht Bildungs- und Sozialarbeit als Mittel gegen die Gewalt

Seit zwölf Jahren gibt die Lehrerin Ivaneide Pereira in dem Zentrum Nachhilfeunterricht. Mathematik und Portugiesisch seien die Schwachpunkte, sagt sie, „Texte verstehen und zu interpretieren, Ideen zu bilden und abstrakte Gedanken zu formulieren“. Die öffentlichen Schulen könnten das nicht leisten, die Lehrer seien unmotiviert, und in den Familien stimuliere auch niemand die Heranwachsenden. „Ich habe Drittklässler, die immer noch Analphabeten sind“, so Pereira. Oft übertrügen die Eltern ihren Fatalismus auf die Kids. „Die sagen dann, dass sie nicht lernen wollen, weil es sowieso keine Jobs für sie gibt.“

Doch es geht der Pastoral nicht alleine um Nachhilfe. Man müsse die Jugendlichen dazu bringen, sich selbst zu bewegen. „Denn Jugendliche, die nichts tun, sind hier einem Risiko ausgesetzt“, so Pereira, die selbst in dem Viertel wohnt. Die Jungs von den Drogenbanden hätten stets Geld und die hübschesten Freundinnen. Doch alt würde keiner von ihnen. „Das Zentrum ist eine Tür, um den Umständen zu entfliehen, für Leute, die rauswollen, die etwas Besseres für sich wollen.“

Für Regina Leão geht es zuerst einmal darum, mit den Kindern und Jugendlichen eine kritische Reflexion der Zustände um sie herum durchzuführen. Und in der spielerisch und in Lernsituationen gemeinsam verbrachten Zeit die Basis für ein besseres Miteinander zu legen. „Denn sonst werden andere Dinge zu ihrer Basis – der sinnlose Konsum und die Drogen.“

Abbildung Seite 28:

Von der Innenstadt aus geht der Weg steil nach oben: Juliana Cristina Barreto da Silva mit ihrer Tochter Ester auf dem Heimweg zu ihrer kleinen Wohnung in der Favela Morro dos Cabritos, Tabajaras, in Rio de Janeiro.

Aus Krisen erwachsen neue Chancen

Seit 28 Jahren ist Regina Leão für die Pastoral für gefährdete Jugendliche aktiv. „Ich will nicht die Welt verändern, aber sie soll ein Ort sein, an dem jeder seine Rechte hat“, sagt sie. Gemeinsam mit anderen Sozialbewegungen habe die Pastoral dafür gekämpft, dass es heute Gesetze zum Schutz von Kindern und Jugendlichen gebe, so Regina Leão. Als Christin habe sie gelernt, dass aus Krisen neue Chancen entstehen. Ihre Mutter, die in einem Waisenhaus groß wurde, habe ihr beigebracht, sich für die Rechte von Kindern einzusetzen. „Und nicht einfach die Realität zu akzeptieren, in die man hineingeboren wird.“

„Am Anfang haben die Jugendlichen keine Idee, was sie wollen. Aber mit der Zeit finden sie uns und die Dinge, die wir machen, gut. Und wollen uns nacheifern“, sagt Monique Santos, ein stets lächelndes Mädchen mit einem wilden Haarschopf. Sie gibt Tanzunterricht in dem Zentrum, zeigt, wie man Graffiti malt und sich coole Zöpfe flechtet. „Am Anfang ist es schwierig, zu den Jugendlichen vorzudringen“, so die 20-Jährige. „Es ist wie mit einer Blume, du musst Geduld haben und sie ständig gießen. Irgendwann öffnen sie sich und blühen in dem auf, was sie wirklich mögen.“ Heute studiert sie mit den Jugendlichen Choreographien ein. „Es ist so schwierig, gemeinschaftlich etwas auf die Beine zu stellen“, stöhnt sie in einer Pause. „Die Jugendlichen verschließen sich vor der Welt, teilen ihre Nöte nicht anderen mit, werden hart zu sich selbst. Der einzige Weg ist, sie wie Mitglieder der eigenen Familie zu behandeln.“ Monique weiß, wovon sie spricht. „Ich habe das Gleiche erlebt wie sie. Und musste mich zwischen dem guten und dem schlechten Weg entscheiden.“ Sport und Kunst haben sie gerettet. Und könnten auch für die Jugendlichen hier in der Fubá der Weg zur Rettung sein, glaubt sie.

Tanzen als Weg zum Überleben

Auch für Juliana aus der Favela do Fubá ist Tanzen der Weg zum Überleben. Sie gehört einer Gruppe Jugendlicher an, die auf den Straßen der Stadt tanzt. Und dann den Hut rumgehen lässt. Vorerst überlebt sie so, kann in Ruhe ihre Schule nachholen und sich Tochter Ester widmen. So oft es geht besucht sie den von der Jugendpastoral der Erzdiözese betriebenen Autobus, der auf öffentlichen Plätzen seine Türen für Straßenkinder öffnet. Ausgelassen hämmert Juliana dann auf die Trommeln ein, die Jugendlichen stimmen ein Samba-Lied dazu an. Manche tanzen, sind fröhlich und können für einen Augenblick vergessen.

Passaporte da Cidadania heißt das Projekt. Es ist die Anlaufstelle für

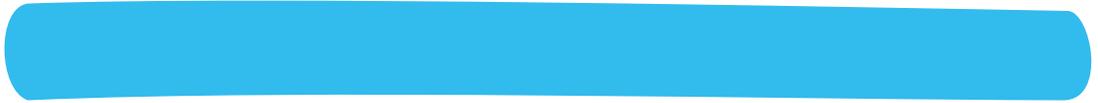
Straßenkinder und Jugendliche, die einen Neuanfang suchen. Oft sind die Mitarbeiter der Pastoral die einzigen Personen, denen sie vertrauen, die sie um Hilfe bei der Wohnungs- oder Arbeitssuche bitten können. Und die ihnen einen Platz in einem Entziehungsheim besorgen.

Für Juliana war der Bus wohl die Rettung gewesen. „Ich habe gesehen, dass es Computer in dem Bus gab, und wollte eigentlich nur mal kurz mein Facebook checken.“ Aus sporadischen Besuchen wuchs ein Vertrauensverhältnis zu den Mitarbeitern der Pastoral für gefährdete Jugendliche. Zum ersten Mal in ihrem Leben habe sie gespürt, dass sie sich auf Menschen verlassen könnte, sagt Juliana heute. Die Pastoral ist längst ihre Heimat, ihre Familie, ihr Rückhalt, auch wenn es mal nicht so gut läuft. „Wir müssen daran glauben, dass die Jugendlichen selbst die Protagonisten sind“, fasst Regina Leão ihre Arbeit zusammen. „Es darf nicht mehr sein, dass die Jugendlichen keine Träume mehr haben.“ Juliana hat einen Traum, für sich und ihre kleine Tochter. „Meine Mama ist schön wie eine Katze“, sagt Ester stolz. Die Mama tanzt am Strand zu den Beats aus dem kleinen Lautsprecher. Tanzen ist nicht für ewig, das weiß Juliana. Sozialarbeiterin will sie werden, wenn sie die Schule nachgeholt hat. Einen festen Beruf hatte noch nie jemand in ihre Familie. „Aber ich will endlich aus diesem Teufelskreis ausbrechen, in dem meine Familie schon so lange gefangen ist“, sagt sie. Und lächelt der kleinen Ester zu.

Abbildung Seite 31:

Juliana tanzt am berühmten Strand von Ipanema. Als „Girl von Ipanema“ sieht sie sich nicht, denn Juliana stammt aus der Favela. Der Streetdance ist ihr Leben.





Abbildungen Seite 32:

Juliana mit Tochter am Strand unterhalb des Felsen Arpoador, nahe der berühmten Copacabana (oben).

Im Bus der Pastoral für gefährdete Jugendliche können Straßenkinder lernen, mit dem Computer umzugehen (Mitte).

Der Straßenkinderbus im Projekt „Passaporte da Cidadania“ wechselt regelmäßig den Standort (unten).

Abbildung Seite 32/33:

Juliana beim Training der Streetdance-Gruppe „Dance in Rio“ auf dem Sportplatz der Favela do Fubá.



Gib ihnen Chancen: Junge Menschen übernehmen Verantwortung!

Erzdiözese Rio de Janeiro und Jugendpastoral: auf der Suche nach Chancen für brasilianische Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene

Hunderttausende Menschen in der „wundervollen Stadt“ (*cidade maravilhosa*) leben als Christen auch heute in einer Welt, die durch Ungleichheiten, Gewalt und soziale Ungerechtigkeit geprägt ist. „Das Leben der verarmten Kinder und Jugendlichen fördern und verteidigen, die in einer persönlichen und/oder sozialen Risikosituation in ihren fundamentalen Rechten missachtet werden“ – das ist die Dynamik der Pastoral für gefährdete Jugendliche in der Erzdiözese Rio de Janeiro (*Pastoral do Menor Nacional, Princípios, Diretrizes e Organização, Artigo 12, 2017*)

Jugendliche in Rio leben nicht anders als die anderen Millionen Kinder, Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Brasilien und Lateinamerika, die unter den Konsequenzen einer sozialen und ökonomischen Struktur leiden, die sie verletzlich macht und ihnen fundamentale Rechte in ihrem Leben verweigert. Um das zu veranschaulichen: In Lateinamerika und der Karibik gibt es 114 Millionen Jugendliche zwischen 15 und 24 Jahren. Nach aktuellen Zahlen der ILO (Internationale Arbeitsorganisation) sind 54 Millionen dieser Jugendlichen Teil der arbeitenden Bevölkerung, sie haben Arbeit oder suchen aktiv eine Arbeitsstelle. Von diesen können fast 10 Millionen keine Arbeitsstelle finden und etwa 20 Millionen studieren weder, noch arbeiten sie. Etwa 50 Millionen sind in informellen Beschäftigungen, ohne Vertrag und ohne Zugang zu Vorsorgesystemen oder Krankenversicherungen.

Die ILO schätzt, dass die Informalität rund 50 % der arbeitenden Jugendlichen betrifft. Genauer gesagt, eine von zwei Arbeitsstellen, die den Jugendlichen angeboten werden, finden sich im informellen Sektor. Es bleibt festzustellen: Lateinamerika nutzt das Potenzial der jugendlichen Generation nicht!

In Brasilien gab es im Jahr 2014 nach Angaben der *Pesquisa Nacional por Amostra de Domicílios* (PNAD,

vom IBGE – brasilianisches Institut für Geographie und Statistik) 33,2 Millionen Jugendliche zwischen 15 und 24 Jahren. Sechs von zehn jungen Menschen waren wirtschaftlich aktiv, von diesen waren fünf angestellt und einer arbeitslos. Schon in den Angaben der PNAD vom IBGE 2016 haben 51 % der Bevölkerung über 25 Jahren nur eine Grundausbildung beendet, genauer gesagt die Grundstufe des Schulprozesses.

Wir müssen beobachten, dass diese hohe Rate (meist unfreiwilliger) wirtschaftlicher Aktivität unter den Jugendlichen durch eine große nationale Tragödie angestiegen ist: Viel zu viele Jugendliche scheiden viel zu früh aus dem Bildungssystem aus. Die Hälfte der brasilianischen Jugendlichen verlässt bis zum 18. Lebensjahr endgültig die Ausbildung. Eine Tragödie, die sich auf die ärmsten Schichten des brasilianischen Volkes niederschlägt: Ohne qualifizierte Schulbildung, ohne berufliche Ausbildung sind Hunderttausende Jugendliche verdammt zu einem sozial prekären Leben. Die wachsende Armut konzentriert sich immer mehr in den Peripherien der großen Städte, wo die immensen Favelas und Elendsviertel weiter anwachsen. Die Gefahren in diesen Regionen sind offenkundig. Drogenhandel, Waffenbesitz und die damit einhergehende Gewalt unterdrücken andere Initiativen Jugendlicher.

Die Arbeitskraft der Jugendlichen wird nicht genutzt, sie werden schlichtweg ausgeschlossen durch das vorherrschende sozioökonomische System in Brasilien und durch die öffentliche Politik, die keine Chancen für die besagte Altersgruppe bieten. Die Gewalt in den Städten hat das Leben von Milliarden dieser Jugendlichen



gewendet, die die große Möglichkeit verloren haben, das grundlegendste Recht auszuprobieren, das ihnen von Gott gegeben wurde, nämlich das Leben selbst. Vor dem vorgestellten Szenario versucht die katholische Kirche in Brasilien Präsenz und Ausgang zu sein. Die aktuellen Herausforderungen lassen uns Rücksicht nehmen in unserer Sicht auf die Welt, auf die Gesellschaft und auf Personen, aus der sich einige Voraussetzungen für das Handeln der Laien und Ordensleute ableiten, die die Agierenden in der Jugendpastoral sind, wobei die folgenden Dimensionen beachtet werden:

Religiöse Dimension: Die Pastoral für gefährdete Jugendliche arbeitet in einer evangelisierenden Aktion zusammen mit Jugendlichen im Strafvollzug und in Besserungsanstalten.

Gemeinschaftliche gesellschaftswandelnde Dimension: In präventiven Aktionen, mit Handlungen in den Gemeinden, mit den Familien, in den Schulen und der Gesellschaft mit dem Blick auf die soziopolitische Situation der jungen, der verarmten und der ausgegrenzten Bevölkerung. Notwendig ist es, alternative Pädagogiken einzubinden, durch die die armen und von Gewalt bedrohten Kinder und Jugendlichen Respekt erfahren, sowie durch acht einander ergänzende Projekte in den Gebieten des Sports, der Kultur, der Schulergänzung, der Kultur in den digitalen Medien,

der Berufsbildung, des Zugangs und der Garantie der Rechte in der Stadt Rio de Janeiro.

Politische Dimension: Das angemessene Handeln im politischen Rahmen darf nicht vergessen werden. Dazu gehören die Teilnahme an verschiedenen Initiativen von Regierung und Nicht-Regierungsorganisationen, in Räumen sozialer Kontrolle (Politische Räte, Rechte und Foren) und bei der Beratung der Sozialpolitik, insbesondere bei Verteidigung, Förderung und Garantie der Rechte von Kindern und Jugendlichen.

So wird die **prophetische Dimension** gefördert, die die neue Ankündigung und Verkündigung des Evangeliums ist.

(Der Text wurde gemeinsam verfasst von Pater Aldo de Souto Santos¹, Roberto José dos Santos² und Regina Leão³ aus dem Team der Jugendpastoral).

Abbildung Seite 35:

Regina Leão (Kordinatorin der Pastoral do Menor der Erzdiözese Rio de Janeiro) mit Kindern im „Centro Socioeducativo“ in der Favela Campinho.

¹ Verantwortlicher Geistlicher der Jugendpastoral.

² Ständiger Diakon der Erzdiözese Rio de Janeiro und Koordinator der erzbischöflichen Kommission für religiöse Assistenz für der Freiheit beraubte Jugendliche.

³ Sozialassistentin, Master in Sozialer Arbeit, Koordinatorin der Sozialprojekte der Jugendpastoral und staatliche Koordinatorin der Jugendpastoral Osten 1 und Titularrätin des Nationalrats für Kinder- und Jugendrechte.



Das Richtige tun, obwohl das Falsche so einfach ist

Jugendliche in Colón (Panama) versuchen, ihre Zukunft selbst in die Hand zu nehmen
Von Gaby Herzog (Text) und Achim Pohl (Fotos)

Den Menschen in Rio Indio ist es schon gar nicht mehr aufgefallen. Auf dem Weg hinunter zum Meer und am Strand entlang lag überall Müll. Plastikflaschen, leere Chipstüten, Dosen, Reifen – von den Wellen angeschwemmt oder achtlos von den Dorfbewohnern weggeworfen. Auch für Edilsa und Jorge war der Anblick ganz normal.

„Natürlich fand ich das nicht schön, aber ich bin einfach nicht auf die Idee gekommen, dass man daran auch aktiv etwas ändern kann“, sagt die 15-Jährige Edilsa. Sie bückt sich nach einer Cola-Büchse, die zwischen Algen und Treibholz liegt, und steckt sie in einen Plastiksack.

Am Horizont liegen, wie auf einer Schnur aufgefädelt, dutzende Schiffe vor Anker. Die Ozeanriesen sind mit tausenden Containern beladen, warten hier oft tagelang darauf, dass sie in den Panama-Kanal einfahren dürfen, der nur einige Kilometer entfernt liegt. „Manchmal sitzen wir abends am Strand, träumen uns an Bord und weit weg in eine andere Welt“, sagt Edilsa und hält inne. „Oh nein, geh nicht weg! Ohne dich werden wir hier niemals fertig!“, ruft ein Mädchen mit Zahnsperre herüber und grinst übermütig. Die Jugendlichen lachen: „Ja, wir brauchen dich. Niemand ist so fleißig wie du!“ Edilsa lächelt. Dann wird sie wieder ernst und kommt zurück zum Thema. „Viele Leute fragen mich, warum ich Müll aufsammle, den ich gar nicht weggeschmissen habe“, sagt sie. „Ich finde es schade, dass es Menschen gibt, die so denken. Denn mit dieser Haltung kommen wir keinen Schritt weiter.“

Abbildung Seite 36:

Einsatz für die Umwelt: Yithzak Yerel mit einem jungen Freiwilligen beim Müllsammeln am Strand von Colón.

Müllsammeln – eine Idee der katholischen Jugendgruppe

Die Idee zu der Müllsammelaktion am Strand hatten die Mitglieder der katholischen Jugendgruppe. An mehreren Orten in der Diözese Colón-Kuna Yala im mittelamerikanischen Panama sind die Jugendlichen aktiv und werden vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat in ihrem Engagement unterstützt. „Sie sind gutes Vorbild in einer Region, in der es viele soziale und ökonomische Probleme gibt“, sagt der Bischof von Colón-Kuna Yala, Manuel Ochogavía Barahona. „Es ist toll, dass die jungen Menschen Haltung zeigen und ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Was im Kleinen beginnt, kann irgendwann zu etwas Großem wachsen.“

Und da ist in und rund um Colón eine Menge zu tun. Die 100.000 Einwohner zählende Stadt liegt im Norden Panamas, rund zwei Autostunden von Panama-Stadt entfernt. Eine Stadt mit zwei Gesichtern: Colón ist bekannt für seinen Hafen mit der großen Freihandelszone. Waren aus der ganzen Welt werden hier jeden Tag verladen und weitergeschickt. Ein Millionengeschäft. Auch die luxuriösen Kreuzfahrtschiffe legen hier an, Schnäppchenjäger gehen von Bord, um Handtaschen, Uhren und Parfum von Luxusmarken wie Gucci, Prada und Chanel zu vergleichsweise guten Preisen einzukaufen.

Das Shopping-Areal ist von einer meterhohen Mauer und vielen Kontrollposten umgeben, sodass die Touristen hier entspannt und ohne Angst ihr Geld ausgeben können. In die Innenstadt jedoch verirrt sich kaum ein Fremder. Denn Colón gilt als der gefährlichste Ort des Landes. Wer hier nach Sonnenuntergang noch auf den Straßen unterwegs ist, spielt mit seinem Leben. Und auch bei Tage ist ein Besuch riskant.

Das war auch einmal anders. Bis 1999 verwalteten die USA den berühmten Panama-Kanal, den sie einst gebaut haben. Sie stationierten viele ihrer Landsleute in komfortablen Holzhäusern. Doch als die Vereinigten Staaten ihre Hoheit über den Kanal aufgaben und die US-Verwaltung samt Armee abzog, geriet die Stadt in einen Abwärtsstrudel. Seither verfallen die Häuser, in den wenigsten Wohnungen in der Innenstadt gibt es Strom oder fließendes Wasser. Kaum ein Haus hat eine funktionierende Toilette, Fassaden und Treppen sind so marode, dass sie immer wieder in sich zusammenbrechen.

In Colón herrschen Verbrechen und Gewalt

Der Staat scheint kapituliert zu haben. Die schwer bewaffneten Sondereinsatzkommandos, die auf ihren Motorrädern mit Sturm- maske, schusssicheren Westen und Gewehren durch die Gassen rasen, ändern nichts daran. Nicht einmal auf dem Vorplatz zur Kathedrale in der Innenstadt ist es sicher. Rund um das Gotteshaus sind Polizisten stationiert und beobachten argwöhnisch mit der Hand am Schaft des Revolvers, ob sich in den umgrenzenden Häusern etwas Verdächtiges tut.

„Das Zentrum ist fest in der Hand konkurrierender Banden“, erklärt Yithzak González Murgas. „Wenn einer einen falschen Schritt tut, wird nicht lange gefackelt. Es gibt immer wieder Tote.“ Yithzak ist

Koordinator der katholischen Jugendarbeit auf nationaler Ebene. In Colón bildet er ehrenamtliche Gruppenleiter aus und unterstützt sie. Dabei sei es nicht einfach, Jugendliche davon zu überzeugen, sich sozial zu engagieren. „Desinteresse und allgemeine Resignation sind unser Problem. Die Mädchen und Jungen haben keine Perspektive und haben nicht das Gefühl, dass sie etwas an ihrer Situation ändern können.“ Jede Straße werde von einer anderen Gang kontrolliert, die so schaurige Namen tragen wie *Los Niños Sicarios*, die mordenden Kinder, oder *La Tumba Fria*, das kalte Grab. „Diese Gemeinschaften geben den Haltlosen Halt. Vor allem junge Menschen ohne Perspektive sind gefährdet, dort hineinzurutschen.“ So wie Yithzaks Freund Juan Carlos. Er war 15 Jahre alt und in das falsche Mädchen verliebt, als er

Abbildung Seite 38:

Alltag in der Hafenstadt Colón in Panama: schwer bewaffnete Spezialeinsatzkräfte verhaften einen jungen Mann.

Abbildung Seite 39:

Viele Einwohner von Colón müssen in heruntergekommenen Häuserkomplexen leben.





Mitglied bei *Los Niños Sicarios* wurde. Sie hieß Ariel, eine schöne Brünnette mit großen, melancholischen Augen. Eigentlich wollte Juan nur mit ihr ausgehen. Kaum hatten sie sich etwas näher kennengelernt, stellte sich heraus, dass ihr Bruder ein Bandenmitglied war – und schon war Juan Carlos mittendrin. „Es ist nicht leicht, sich für die richtige Sache zu entscheiden, wenn die falsche Sache so einfach ist“, erinnert er sich. „Mit Drogen und Diebesgut kann man schnell und einfach Geld verdienen.“ Trotzdem wurden seine Gewissensbisse immer schlimmer, und er suchte verzweifelt nach einem Ausweg.

In seiner Not ging er in die Kirche. In der Jugendgruppe von San José traf er Yithzak. „Er hat sich einfach nur hingesetzt und mit mir geredet“, erinnert sich Juan. „Ich habe es nicht oft erlebt, dass sich jemand für mich Zeit genommen und sich dafür interessiert hat, was ich mache. Für mich! Ich bin doch ein Niemand, dachte ich damals. Ich hatte nicht einmal eine Mutter, die sich um mich gekümmert hat.“ Yithzak habe ihm die Augen geöffnet. „Er erzählte mir von der Liebe Gottes. Und in der Art, wie er mir mit Respekt und Freundschaft begegnete, hatte ich das erste Mal in meinem Leben das Gefühl, aufgehoben zu sein.“

Der Bruch mit der Jugendbande

Mit dieser neuen Stärke im Herzen war dann alles ganz einfach, sagt Juan. „Ich habe den Jungs einfach mitgeteilt, dass ich ab sofort nicht mehr dabei bin, sondern jetzt lieber in die Kirche gehe. Erstaunlich, aber das hat funktioniert. Sie haben mich in Ruhe gelassen.“ Heute ist Juan Carlos 23 Jahre alt, hat einen festen Job als Lagerarbeiter in der Freihandelszone gefunden. Zusammen mit seiner Frau und den beiden Kindern Angelie und Jean lebt er ein beschauliches Familienleben und ist als Ehrenamtlicher in der Kirche aktiv.

„Heute weiß ich, dass ich mein Leben selbst gestalten kann“, sagt er und lächelt. „Wenn man so denkt, dann ist man in Colón schon ein Exot.“ Die Menschen fühlten sich als geborene Verlierer und als ein Spielball der Mächtigen. Daran ändert auch das neuste Infrastrukturprogramm der Regierung nichts. Eher im Gegenteil. 500 Millionen Dollar sollen investiert werden, es gibt Pläne für neue Straßen, Schulen, Wohnhäuser und ein neues Krankenhaus. Auch das Abwassersystem und die Trinkwasserversorgung sollen endlich erneuert werden. Das klingt erst einmal gut. Im Internet gibt es zahlreiche professionell produzierte Kurzfilme, die für das Projekt werben. Da sieht man, wie gut gelaunte Bauarbeiter Beton anrühren und die Wände verputzen, im Hintergrund spielt heitere karibische Musik.

Die Realität ist weniger zauberhaft. Aktuell werden viele arme Familien, die in den heruntergekommenen Häuserkomplexen in der Innenstadt wohnen, vertrieben. Wer nicht gehen will, wird mit Waffengewalt gezwungen. In Zukunft sollen die Menschen in „Nueva Colón“, einem modernen Neubaukomplex außerhalb der Stadt, eine neue Heimat finden. Doch die Unterkünfte für insgesamt 25.000 Bewohner sind noch lange nicht fertig, die Betroffenen stehen schlichtweg auf der Straße. Wirklich kümmern tut das niemanden.

„Die Menschen fühlen sich betrogen“

„Die Menschen fühlen sich einmal mehr betrogen“, erklärt Bischof Ochogavía Barahona. „Außerdem machen sie sich Sorgen, dass am Ende nicht sie, sondern die Reichen von dem Großprojekt profitieren werden. Sie ahnen, dass sich die Leute mit Geld die Filetstücke in der Innenstadt sichern werden. Die Armen werden einfach weit weg abgeschoben in die neuen Siedlungen, in denen es zwar neue Häuser und einen schicken Fußballplatz gibt, aber keine Arbeit. Wie sollen sie sich da auf lange Sicht die Mieten leisten?“

Im März 2018 sind die Einwohner von Colón deswegen auf die Straße gegangen. In einem „Generalstreik“ haben sie gegen das Großprojekt protestiert, es kam zu gewalttätigen Ausschreitungen – Schulen, Geschäfte und öffentliche Einrichtungen blieben geschlossen. Bischof Ochogavía Barahona wurde als Vermittler eingeschaltet. „Die Wut in den Herzen der Menschen steckt tief. Die meisten von ihnen zählen sich zu den Congo, Afro-Antillianer, die einst hier angesiedelt wurden. Ihre Ur-Großväter haben 1914 beim Bau des Panamakanals mitgeholfen. Tausende ließen dabei ihr Leben. Nachhaltig vom Kanal profitiert haben sie nicht, das große Geld landete am Ende immer in den Taschen der anderen.“

Dank der 82 Kilometer langen Schiffsstraße fließen heute jedes Jahr rund 1,5 Milliarden US-Dollar in die Staatskasse. Die Einnahmen machen das mittelamerikanische Land zum reichsten Staat in der Region. Doch nirgendwo geht die Schere zwischen Arm und Reich so sehr auseinander wie hier.

Die Weltöffentlichkeit kennt das Land mit vier Millionen Einwohnern aus den Nachrichten im Zusammenhang mit den Panama Papers – dazu werden Bilder von modernen Wolkenkratzern gezeigt, die an der Standpromenade in Panama-Stadt in den Himmel wachsen. Von Colón werden die Wenigsten schon einmal gehört haben.

Weltjugendtag in Panama

Im Januar 2019 wird die moderne Skyline der Hauptstadt auch die Kulisse des Weltjugendtages sein. Ein Großereignis, an dessen Organisation auch Yithzak und viele katholische Jugendliche in Colón beteiligt sind. „Natürlich wollen wir, dass der Besuch des Heiligen Vaters ein großer Erfolg wird und alles reibungslos läuft“, sagt der junge Mann mit dem freundlich breiten Lächeln. „Aber wir müssen den Weltjugendtag auch dazu nutzen, dass über die Ungerechtigkeit in Panama und in vielen Ländern Lateinamerikas gesprochen wird. Ich bin mir sicher, dass das der ausdrückliche Wunsch unseres Papstes ist. Gemeinsam sollen wir den Journalisten, aber auch den Jugendlichen, die aus der ganzen Welt zu

Besuch kommen, von unserer Lebensrealität berichten.“

Bislang ist geplant, dass rund 200 Jugendliche während der Tage der Begegnung – also bevor Franziskus anreist – in Colón unterkommen sollen. Sie werden bei Familien der Gemeinde wohnen. „Auch, wenn es für viele ein kleiner Schock sein wird, zu sehen, unter welchen Umständen wir hier leben, so ist es doch wichtig für das Verständnis“, sagt Yithzak. „Wir werden unsere Gäste einfach an unserem ganz normalen Leben teilhaben lassen und sie zu unseren verschiedenen Projekten mitnehmen.“ Er will sie zum wöchentlichen Chortreffen und zum Bibelkreis mitnehmen, aber auch zur Armenspeisung auf dem Hauptboulevard und in das Altenheim der Schwestern von Kalkutta (Missionarinnen der Nächstenliebe). „Wir bringen dort Lebensmittel wie Reis, Bohnen und Nudeln mit. Aber die Alten freuen sich auch unglaublich, wenn man einfach nur mit ihnen spricht oder ihre Hand hält“, sagt er. Auch Yithzak und seine Mutter wollen fünf Pilger aufnehmen. „Wir haben zwar nur eine kleine Wohnung und es wird ein bisschen eng werden, aber ich bin mir sicher, dass es ein tolles und intensives Erlebnis sein wird.“

Abbildung Seite 41:

Armenspeisung auf dem Hauptboulevard von Colón: Die katholische Jugend setzt sich in der Hafenstadt für die Bedürftigsten ein.



Jugendbanden in Lateinamerika

Von Dr. Sebastian Huhn

Jugendbanden haben in ganz Lateinamerika eine sehr lange Tradition, entwickelten sich aber in verschiedenen Ländern des Kontinents in den vergangenen dreißig Jahren sehr unterschiedlich. Während sich die sozialen Strukturen und Ursachen für die Entstehung der Gangs gleichen, haben drei Faktoren maßgeblich dazu geführt, dass besonders gewalttätige Jugendbanden in einigen Ländern heute ein wesentlich größeres Problem darstellen als in anderen: erstens die Gewaltvergangenheit und das Gewaltmaß der Länder selbst, zweitens der transkontinentale Drogenhandel (und auch der damit einhergehende Drogenkonsum) und drittens das gescheiterte repressive Vorgehen gegen kriminelle Jugendliche.

Die Anfänge der Jugendbanden

Jugendbanden existierten in einzelnen lateinamerikanischen Ländern schon im 19. oder frühen 20. Jahrhundert. Die sogenannten *Maltas* in Rio de Janeiro sind eines der sehr frühen Beispiele für eine urbane Jugendgang. Die Übergänge zu anderen Formen der Bandenbildung waren in der Geschichte Lateinamerikas aber teils auch fließend. So war der berühmte mexikanische Outlaw und spätere Revolutionär Pancho Villa auch nur zwanzig Jahre alt, als er zur Wende zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert mit seiner Banditenbande durch die mexikanische Sierra zog.

Ab den 1970er Jahren bildeten sich aber auf dem ganzen Kontinent Jugendbanden, deren Zahl und Größe in den 1980er und 1990er Jahren stieg. Charakteristisch ist dabei, dass es sich um ein Phänomen städtischer Slums und Armenviertel handelt. Nicht zuletzt beeindruckt von US-amerikanischer Subkultur gründeten Jugendliche in ihren Vierteln Banden, identifizierten sich dabei über Musik, traten im öffentlichen Raum als Gruppen auf, tranken Alkohol und rauchten Marihuana. All das finanzierten sie häufig über Kleinkriminalität wie Diebstähle und Raub. Die Gangs bestanden aus wenigen Mitgliedern,

fühlten sich den *barrios* (Stadtvierteln) stark verbunden, in denen sie aufwuchsen, und die Bildung von Gangs diente nicht zuletzt dem gegenseitigen Schutz. Graffiti dienten der Markierung des „eigenen“ Territoriums, Tattoos der Markierung des eigenen Körpers, und mit den Gangs der Nachbarviertel waren sie in der Regel verfeindet. Auch Gewalt spielte dabei durchaus schon eine Rolle, aber eher in Form von Schlägereien oder Messerstechereien unter den rivalisierenden Gangs. Die Anfänge der Jugendbanden ähneln auch in Lateinamerika dem Drehbuch der *West Side Story*.

Die sozialen Hintergründe

Eine Gemeinsamkeit von Jugendbanden in ganz Lateinamerika war und ist das vergleichbare soziale und räumliche Umfeld ihrer Existenz. Sie bildeten sich in den marginalisierten Vierteln und Slums der Großstädte, in denen die Armut und die Perspektivlosigkeit nicht zuletzt Jugendlicher bis in die Gegenwart extrem hoch sind. In den Städten Lateinamerikas kommt aber bis heute vor allem auch die extrem hohe soziale Ungleichheit hinzu. Die von Armut und Chancenlosigkeit betroffenen Kinder und Jugendlichen können ihre Situation täglich mit der Gleichaltriger vergleichen, die in den benachbarten wohlhabenderen Stadtteilen leben, eine gute Schulbildung genießen und reiche Eltern und gute Berufsaussichten haben. Von den Hügeln Rio de Janeiros aus haben beispielsweise die Kinder und Jugendlichen der *favelas* einen freien Blick auf die Copacabana, wo sich die reichen Brasilianer und Touristen am



Strand amüsieren. In den meisten lateinamerikanischen Ländern gibt es neben extremer Armut auch sehr großen Reichtum. Die meisten Länder sind insgesamt nicht arm, aber ein großer Teil der Gesellschaft muss dennoch in teilweise extremer Armut leben. Die Sozialwissenschaften sind sich dabei einig, dass weniger generelle Armut als vor allem soziale Ungleichheit zu Gewalt führen und diese ist es, die Jugendbanden heute vielerorts zu einem Problem macht. Neben einigen Ländern Afrikas gehören lateinamerikanische Länder zu denjenigen mit der größten Einkommens- und Vermögensungleichheit, allen voran Guatemala, Brasilien, Paraguay, Panama, Mexiko und El Salvador.

Die Gründe für die Entstehung von Jugendbanden ähnelten sich also in ganz Lateinamerika, ihre Entwicklung und das Maß der Gewalt, das von ihnen ausgeht, unterscheiden sich heute aber sehr. Auffallend ist, dass lateinamerikanische Länder mit Ansätzen von sozialen Sicherungssystemen und gesellschaftlicher Integration keine bemerkenswerten Bandenprobleme haben, obwohl es auch dort immer wieder Gangs gegeben hat. Dies gilt beispielsweise für Argentinien, Chile und Costa Rica und galt lange Zeit für Venezuela. Einen Ausnahmefall stellt hier Nicaragua dar, wo es zwar lokale *pandillas* gibt, diese aber weit weniger gewalttätig und kriminell

sind als in den zentralamerikanischen Nachbarländern. Eine geringere soziale Ungleichheit trotz sehr hoher Armut ist einer der Gründe für die nicaraguanische Ausnahme.

In den vergangenen Jahrzehnten sind die Jugendbanden in Lateinamerika gealtert. Viele Gangs lösten sich dabei auf, als ihre Mitglieder erwachsen wurden, anfangen zu arbeiten, Familien gründeten und sich die sozialen Verhältnisse so änderten, dass es für die nachfolgende Generation nicht mehr reizvoll war, sich einer Bande anzuschließen. In Chile entstanden zum Beispiel in den 1980er Jahren, dem Jahrzehnt nach der Weltwirtschaftskrise von 1979, Jugendbanden (hier *pandillas* genannt). Als sich die generelle wirtschaftliche Lage und mit ihr die Perspektiven Jugendlicher wieder verbesserten, verschwanden die Gangs.

In anderen Ländern – in denen sich die soziale Lage von Kindern und Jugendlichen nicht verbessert hat – sind Jugendbanden aber gewachsen und haben von Generation zu Generation Nachwuchs rekrutiert. Wären sie nach wie vor das primär subkulturelle Phänomen der Vergangenheit, wäre das weiter kein großes Problem. Aus ehemaligen lokal verankerten Banden mit subkulturellem Habitus sind aber mittlerweile teils große kriminelle Organisationen

Abbildung Seite 43:

Gewalt ist alltäglich für die meisten Jugendlichen in Lateinamerika. Vor allem die Jugendbanden setzen Gewalt als Druckmittel ein.

geworden, die ein hohes Maß an Gewalt ausüben und die Menschen bedrohen und verängstigen.

Geboren in Bürgerkriegen und in Rechtsunsicherheit

Neben Perspektivlosigkeit, Ausgrenzung und sozialer Ungleichheit sind persönliche und strukturelle Gewalterfahrungen ein Grund, warum sich Jugendbanden in einigen lateinamerikanischen Gesellschaften von ehemals kleinen subkulturellen Gruppen in Slumvierteln zu extrem gewalttätigen kriminellen Banden entwickelt haben.

Persönliche Gewalterfahrungen in der Vergangenheit und die Unfähigkeit einiger lateinamerikanischer Staaten, die selbstgestellten Normen durchzusetzen, haben in vielen lateinamerikanischen Ländern zu größerer alltäglicher Gewalt geführt und damit auch zur Gewalt von Jugendbanden.

Kinder und Jugendliche werden nicht als Gewalttäter geboren, sondern als solche sozialisiert. Das gilt für kindliches und jugendliches Gewaltverhalten weltweit. Die Gewalterfahrungen von Kindern und Jugendlichen in einigen lateinamerikanischen Ländern übersteigen aus europäischer Sicht aber

jedliches Vorstellungsvermögen. Als in El Salvador und Guatemala beispielsweise 1992 bzw. 1996 die langjährigen Bürgerkriege endeten, waren die damaligen Kinder und Jugendlichen, die sich in den Slums von Guatemala-Stadt oder San Salvador den Jugendbanden anschlossen (in Zentralamerika bekannt unter dem Namen *Maras*), in einer unvorstellbar gewalttätigen Umwelt aufgewachsen. Dem Bürgerkrieg in El Salvador waren etwa 70.000 Menschen zum Opfer gefallen, dem guatemalteckischen Bürgerkrieg rund 200.000 Menschen. Nahezu jedes Kind und jeder Jugendliche hatte also während der Kriege Angehörige verloren, Gewalt erfahren, tödliche Gewalt gesehen, verfügte über Fluchterfahrungen und kannte Todesangst. Solche persönlichen Gewalterfahrungen haben aus sozialpsychologischer Sicht dazu beigetragen, dass einige Kinder und Jugendliche später selbst gewalttätig handelten und damit die Spirale von Gewalterfahrung und Gewalthandeln weiter fortführten.

Nicht geringzuschätzen ist außerdem, dass sowohl die zentralamerikanischen Bürgerkriege als auch die gewaltsamen Konflikte beispielsweise in Kolumbien oder Mexiko dazu geführt haben, dass die Zahl der sich im Umlauf befindlichen Kleinwaffen enorm groß und faktisch unüberschaubar ist. Jeder, der in Lateinamerika eine Handfeuerwaffe kaufen möchte, kann diese bekommen, ohne Registrierung und außerhalb staatlicher Kontrolle. Die Verfügbarkeit von Waffen ist zwar noch kein Garant für deren Gebrauch – so steht beispielsweise die Schweiz auf Platz vier der weltweiten

„Repression ist jedenfalls keine Lösung. Gewalt ruft weitere Gewalt hervor. Es muss einen anderen Weg geben. Armut, erzwungene Migration und Instabilität haben viele Familien krank gemacht. Es muss uns gelingen, die Familie zu retten, um eine bessere Zukunft aufzubauen.“

Gregorio Kardinal Rosa Chavez, El Salvador

Rangliste des privaten Waffenbesitzes, während die Homizidraten vergleichsweise gering sind –, wohl aber eine wichtige Voraussetzung. Waffenbesitz spielte bei den subkulturellen Jugendbanden der Vergangenheit eine untergeordnete Rolle. Die Mitglieder heutiger Jugendbanden sind aber bis an die Zähne bewaffnet und machen von diesen Waffen auch Gebrauch.

Eine strukturelle Ursache neben persönlichen Gewalterfahrungen ist aber vor allem auch die sogenannte „Kultur der Gewalt. Zu alltäglicher Gewalt trägt in Lateinamerika vielerorts das Unvermögen des Staates bei, das Gewaltmonopol durchzusetzen und die Einhaltung von Regeln und Normen zu gewährleisten. Polizeigewalt oder parastaatliche Gewaltakteure sind die prominentesten Beispiele. So haben die jahrzehntelangen Auseinandersetzungen zwischen Polizei, Militär und eher kriminellen statt politisch motivierten Guerillaverbänden in Kolumbien ebenso eine „Kultur der Gewalt“ geschaffen wie die polizeiliche und parastaatliche Gewalt in Mexiko oder Honduras, wo mit großer Gewalt auf jede Form sozialen Protests reagiert wird, Soldaten und Polizisten jedes Jahr einer großen Zahl außergerichtlicher Hinrichtungen beschuldigt werden und dafür ebenso straffrei bleiben wie für Folter und Misshandlungen, und wo das systematische „Verschwindenlassen“ von Menschen große psychologische Schäden bei Angehörigen hinterlässt (in Mexiko galten Ende 2016 fast 30.000 Menschen als „verschwunden“). Die 2016 in deutscher Übersetzung erschienenen Reportagen des salvadorianischen Journalisten Óscar Martínez zeichnen ein lebhaftes Bild der Kultur der Gewalt in Zentralamerika und Mexiko, in der Kinder und Jugendliche aufwachsen und leben und der die Bewohnerinnen und Bewohner marginalisierter Viertel und Slums im Alltag wiederum in einem viel höheren Maße ausgesetzt sind als die Menschen in den reicheren Stadtteilen.

Der Einfluss von Drogenhandel und -konsum

Peru, Kolumbien, Venezuela, viele Karibikinseln, Zentralamerika und Mexiko eint das Schicksal, in den gesamtamerikanischen Drogenhandel involviert zu sein. Vor allem die Nachfrage in den USA macht den Kokainanbau in Südamerika zu einem lukrativen illegalen Geschäft und Zentralamerika und die Karibik liegen auf der alternativlosen Schmuggelroute zwischen Süd- und Nordamerika. Drogenkartelle und Jugendbanden waren in allen betroffenen Ländern bis ins frühe 21. Jahrhundert zwei Phänomene ohne Berührungspunkte. In den vergangenen zwei Jahrzehnten haben aber die Drogenkartelle entdeckt, dass sie von den Jugendbanden als Drogenkurieren und lokalen Dealern profitieren können, und die Mitglieder der Gangs entdeckten Drogenschmuggel und -verkauf

ihrerseits als lukrative Einnahmequellen und als Möglichkeit des Machtzuwachses.

Organisierte Kriminalität und Jugendbanden stellen eine gefährliche Mischung dar und haben zur Verfestigung, Ausdehnung und Professionalisierung der Banden beigetragen. Die jungen Bandenmitglieder haben damit eine Einkommensquelle erschlossen, die sie als benachteiligte und gesellschaftlich marginalisierte Kinder und Jugendliche aus den urbanen Slums Lateinamerikas nie und auf keine Weise durch legale Einkommen erreichen können. Für die Jugendgangs bedeutet die verstärkte Einbeziehung in den Drogenhandel neben Wohlstand vor allem auch, dass sie sich während ihrer „Bandenjahre“ in weit größerem Maße strafbar machen, als dies viele von ihnen zuvor getan hatten. Der Geldgewinn aus dem Drogenhandel und -verkauf ist also groß, während die Möglichkeiten einer leichten Reintegration in die Gesellschaft während des Erwachsenwerdens abnehmen.

Zur Transformation der Banden von ehemals lokal verankerten subkulturellen Gangs zu transnational agierenden gewalttätigen Banden zur Jahrtausendwende hat aber neben dem Einstieg in den illegalen Drogenhandel auch eine wichtige Veränderung im eigenen Drogenkonsum der Bandenmitglieder beigetragen. Der Konsum von Marihuana oder das Schnüffeln von Klebstoff zählten immer zum subkulturellen Habitus der Jugendbanden und stellten – abgesehen von Empörung – für die Mitmenschen oder die Umwelt kein Problem dar. Zur Jahrtausendwende erreichte aber Crack die lateinamerikanischen Märkte und veränderte die Jugendbanden maßgeblich. Crack macht die Kinder und Jugendlichen nicht nur sehr schnell abhängig, sondern auch extrem gewalttätig und unberechenbar. Die verbreitete Crack-Abhängigkeit leitete dann einen fundamentalen Wandel im Miteinander zwischen Jugendbanden und den Slums, in denen sie aufgewachsen waren und lebten, ein, weil die Bandenmitglieder begannen, Gewalt in größerem Maße auch gegen ihre Nachbarn und Mitmenschen anzuwenden. Die lokale Verankerung der Banden mit ihren *barrios* löste sich daraufhin schnell auf.

Der Einfluss von Drogenhandel und -konsum auf die

Jugendbanden und das hohe Maß der Gewalt in den betroffenen Ländern lässt sich lokal nicht auflösen. Seit etwa dreißig Jahren führen die USA durch die DEA (*Drug Enforcement Administration*) gemeinsam mit Regierungen in Kolumbien, Zentralamerika oder Mexiko ihren *war on drugs* (Drogenkrieg), der die Gewalt seinerseits verstärkt hat und den Drogenhandel dabei zu keinem Zeitpunkt stoppen oder auch nur verringern konnte. Ein verlorener Krieg, der trotzdem fortgesetzt wird. Solange es in den USA und Lateinamerika einen Markt für Kokain gibt, wird dieses in Südamerika angebaut und über Zentralamerika, Mexiko und die Karibik in den Norden geschmuggelt werden. Kolumbien zählt zu den jüngsten Beispielen dafür, dass der *war on drugs* nicht zu gewinnen ist. Die ehemalige Guerilla FARC-EP hatte sich bereits in den 1980er Jahren von einer politischen Guerillagruppe zu einem der Hauptakteure im kolumbianischen Drogenanbau und -schmuggel entwickelt. Nachdem die FARC-EP 2016 einen Friedensvertrag mit der Regierung geschlossen und einer Entwaffnung zugestimmt hatte, entstand eine Leerstelle im illegalen Drogenhandel, die sofort von Gangs – darunter auch Mitgliedern urbaner Jugendbanden – gefüllt wurde.

Nur eine Legalisierung der Kokainproduktion und die staatliche Eroberung der Kontrolle über Handel und Konsum könnten derzeit das Gewaltpotenzial des illegalen Drogenhandels stoppen. Dies würde selbstverständlich neue Probleme mit sich bringen, aber die Illegalität von Kokain, seinem Anbau und seinem Handel fordert weitaus mehr Tote und Gewalt in den Anbau- und Transitländern, als dass Schaden durch Drogenkonsum in den USA verhindert wird.

Die verheerenden Folgen der Repression

Die gewalttätigsten Jugendbanden Lateinamerikas sind heute die beiden Gangs *Mara Salvatrucha* und *Mara 18*, die in El Salvador, Honduras, Guatemala und Mexiko agieren. In den 1980er Jahren entstanden die beiden Banden – die ursprünglich beide einen gemeinsamen Namen für viele lokal agierende und verstreute Gangs darstellten und weniger tat-

sächlich existente transnationale Banden – in den Armenvierteln Los Angeles, gegründet von jugendlichen Kriegsflüchtlingen aus El Salvador. Jugendliche anderer ethnischer Gruppen oder Einwanderercommunities waren in Gangs organisiert, und die jungen *Salvadoreños* taten es ihnen nach. In den 1990er Jahren wurden dann tausende straffällige Jugendliche aus den USA nach Zentralamerika abgeschoben, viele von ihnen Mitglieder einer *Mara*. In El Salvador, Guatemala und Honduras schlossen sich diese entwurzelten Jugendlichen, die in Zentralamerika weder aufgewachsen noch zu Hause waren, lokalen Jugendbanden an und begannen diese zu verändern.

Bis ins frühe 21. Jahrhundert sollten die *Maras* ein vornehmlich lokal verankertes Phänomen in den Slums Zentralamerikas bleiben. Sie nannten sich zwar entweder *Mara Salvatrucha* oder *Mara 18*, gaben sich damit aber vor allem ein bedrohliches Label und standen nur sporadisch in Kontakt mit Gangs des gleichen Namens in anderen Stadtvierteln. Das von ihnen angewandte Gewaltpotenzial war aber sehr groß, und die Bevölkerungen El Salvadors, Honduras' und Guatemalas fürchteten sich zu recht vor den *Mareros*.

Im Jahr 2002 leitete als Erster der neue gewählte honduranische Präsident Ricardo Maduro eine Politik der eisernen Hand (*Mano Dura*) gegen die *Maras* ein, El Salvador und Guatemala folgten 2003. Das Versprechen einer *Mano Dura* erwies sich dabei nicht zuletzt als ein populäres Wahlversprechen. Die Bevölkerungen in Zentralamerika waren verängstigt und der Jugendbanden so überdrüssig, dass sie die härtesten Bandenbekämpfungsversprechen befürworteten und in Wahlen honorierten.

Eine Maßnahme im Zuge der *Mano Dura* war die massenhafte Verhaftung Jugendlicher. Dafür mussten sie keines Verbrechens beschuldigt werden, bandentypische Tätowierungen genügten, um als Mitglieder einer kriminellen Vereinigung eine hohe Haftstrafe zu erhalten. In El Salvador wurde dazu ein Gesetz erlassen, das ermöglichte, Kinder ab zwölf Jahren zu entsprechenden Haftstrafen zu verurteilen. In der Folge wurden tausende Kinder und Jugendliche verhaftet, und die ohnehin menschenunwürdigen Gefängnisse Zentralamerikas waren nach kürzester Zeit völlig überfüllt.

Eine weitere Folge der *Mano Dura* war die verstärkte illegale Hinrichtung und Tötung junger Bandenmitglieder. Im oben bereits beschriebenen Klima von Polizeigewalt und Straffreiheit begannen Polizisten und Soldaten, verdächtige Kinder und Jugendliche bei Fahndungen zu töten, statt sie zu verhaften. Kind oder Jugendlicher in den Armenvierteln Zentralamerikas zu sein, wurde zu einer tödlichen Gefahr, unabhängig davon, ob und in welchem Maße man sich tatsächlich etwas zu Schulden hatte kommen lassen. Die *Mano Dura* hatte in El Salvador, Honduras und Guatemala aber

den gegenteiligen Effekt zu ihrem ursprünglichen Plan, die Banden zu zerschlagen. Sie hat einen Scherbenhaufen hinterlassen, der kaum noch zu kitten ist. Die Gefahr, die die *Mano Dura* für Kinder und Jugendliche mit sich brachte, führte dazu, dass sich erstens die Jugendbanden tatsächlich vergrößerten und sich besser miteinander vernetzten und dass in der Folge aus ehemals verstreuten, lokal verankerten Gangs große kriminelle Vereinigungen wurden. Die *Mano Dura* führte zweitens dazu, dass sich die *Maras* immer weiter verstreuten und ausbreiteten, um der Jagd durch Polizei und Militär zu entkommen. So drangen sie aus den städtischen Slums langsam aufs Land und zum Beispiel auch aus Zentralamerika Richtung Mexiko vor, während sich die mexikanischen Drogenkartelle im Zuge des *war on drugs* gleichzeitig auch in Zentralamerika ausbreiteten. Drittens verbaute die *Mano Dura* jungen Bandenmitgliedern abermals die Möglichkeit, sich im Laufe des Erwachsenwerdens wieder in die Gesellschaft zu integrieren, da bereits ihre Bandenmitgliedschaft als derart großes Verbrechen gewertet wurde, dass die Chancen auf Rehabilitation gering waren. Viertens stieg im Zuge der *Mano Dura* auch die Gewalt der Jugendbanden weiter an, die sich einerseits mit großer Gewalt gegen die Strafverfolgung wehrten und andererseits abermals gewalttätiger gegen die Bevölkerung vorgingen. Fünftens entwickelten sich die Gefängnisse schließlich zu „Kommandozentralen“ zur Koordination von Gewalt und Verbrechen, und korrupte Polizisten und Gefängnispersonal wirkten am Ausbau dieser Kommandostrukturen mit. In denjenigen Gesellschaften, in denen Politik, Sicherheitskräfte und Bevölkerung den jugendlichen Kriminellen keinen Ausstieg aus den Gangs gelassen haben, verfestigten und veränderten sich die Bandenstrukturen. Was einst eine Jugendsünde war, musste nun zur dauerhaften Lebensweise und -struktur werden, und außerdem mussten in und mit den Gangs Erwerbs- und „Karrieremöglichkeiten“ gefunden werden. Trotz dieses Scheiterns der

Mano Dura in Zentralamerika wird von Politiken der „eisernen Hand“ in ganz Lateinamerika immer wieder der Kampf gegen Jugendbanden versprochen oder umgesetzt. Das populistische Versprechen einer schnellen und harten Lösung von Jugendbandenproblemen garantiert eher Wahlerfolge und Popularität als ein Werben für die Einsicht, dass langfristig nur der schwierige Weg helfen wird, die sozialen Ursachen für Jugendgewalt zu bekämpfen und Kindern und Jugendlichen in den Slums Lateinamerikas ein menschenwürdiges Leben und Perspektiven zu ermöglichen.

Die Jugendbandenproblematik in Zentralamerika verschärft sich aktuell abermals im Zuge der Auflösung des *Temporary Protected Status Programms* (TPS) der USA für El Salvador durch Präsident Trump. Das Programm erlaubte bisher etwa 200.000 illegal eingereisten *Salvadoreños*, auch ohne dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung oder Staatsbürgerschaft in den USA zu leben. Unter ihnen befinden sich zehntausende Kinder und Jugendliche, die zu einem großen Teil in den USA geboren wurden (in den USA *dreamer* genannt) und El Salvador nicht einmal kennen. Nach ihrer Deportation nach El Salvador werden sich viele dieser Kinder und Jugendlichen zum eigenen Schutz den *Maras* anschließen oder zur Mitgliedschaft in den Banden gezwungen werden.

Der (fast) unmögliche Weg aus der Gewalt

Jugendbanden üben heute in vielen Ländern Lateinamerikas, wie beispielsweise Brasilien, El Salva-



dor, Guatemala, Honduras oder Mexiko, eine fast unbeschreibliche Gewalt aus. Sie töten, erpressen, rauben, sind tief in Drogen-, Waffen- und Menschenhandel verstrickt, zwingen tausende junge Mädchen zur Prostitution und terrorisieren und verängstigen die Menschen. Eine gefährliche Mischung aus sozialer Aussichts- und Chancenlosigkeit, einer Kultur der Gewalt, Möglichkeitsstrukturen durch den internationalen Drogenhandel und politischer Repression statt Prävention haben ein Problem erschaffen, aus dem es kaum noch einen Ausweg gibt.

Obwohl die Jugendbanden landesweit Gewalt ausüben, gehören Kinder und Jugendliche in eben jenen Armenvierteln und Slums, in denen die Banden entstanden, zu den größten Opfern der Bandengewalt und der erbarmungslosen Jagd durch Polizei und Militär. Jungen und männliche Jugendliche – ob Gangmitglieder oder nicht – schweben ständig in der Gefahr körperlicher Gewalt bis hin zu einem gewaltsamen Tod, und tausende Mädchen und junge Frauen werden darüber hinaus Opfer sexueller Gewalt. Das Leben armer Kinder und Jugendlicher ist in vielen Ländern Lateinamerikas heute nicht nur sozial aussichtslos, sondern auch lebensgefährlich. Die Kinder und Jugendlichen in den Slums Lateinamerikas haben kaum einen Ausweg aus der Gewalt außer Flucht in die USA oder in sicherere lateinamerikanische Nachbarländer.

Verantwortung übernehmen

Eine Versöhnung zwischen Jugendbanden und ihren Opfern ist heute kaum mehr möglich und würde von den Gesellschaften der betroffenen Länder große Anstrengungen und Opfer verlangen. Angesichts der Bandengewalt (und auch der Polizeigewalt) sind Opfer wie Täter heute weitgehend traumatisiert und die Fronten verhärtet. Die Situation ist in der jetzigen Generation kaum noch zu ändern; schließlich betreffen Armut, Ungleichheit und Ausgrenzung die Jugendbandenmitglieder ebenso wie all diejenigen Kinder, Jugendlichen und Erwachsenen, denen es gelungen ist, sich den Gewaltstrukturen der Jugendbanden zu entziehen. Werden jugendliche Gewalttäter nun mit Sozialmaßnahmen oder Arbeitsplätzen

„belohnt“, um nicht mehr gewaltsam zu handeln, oder macht man ihnen politische Eingeständnisse, trifft dies auf großes Unverständnis der meisten Menschen. Es erschiene ungerecht, und strukturell würde Gewalt damit zu einer nicht zu rechtfertigenden Aufstiegschance.

Mindestens auf drei Ebenen müssen die Gesellschaften der betroffenen Länder, Politikerinnen und Politiker sowie Kinder und Jugendliche aber dennoch einen steinigen Weg gehen, sich versöhnen und Verantwortung übernehmen, um langfristig den Kreislauf der Gewalt zu durchbrechen. Die Gesellschaften müssen erstens ihre zunehmende Antipathie gegenüber und Angst vor der Jugend in den Slums und Armenvierteln abbauen. Wichtig ist zu beachten, dass Kinder in den Slums und Armenvierteln in der Mehrheit aktiv oder passiv in die Jugendbanden gezwungen werden: Entweder werden sie bedroht und in die Banden gezwungen, oder sie können dem Druck nicht standhalten, schutzlos in der Nachbarschaft der Gangs aufzuwachsen, und schließen sich den Gangs an, um zu überleben. Kein Kind entscheidet sich freiwillig und mutwillig für ein Leben in der Gewalt und die Gefahr, selbst getötet zu werden oder den Rest des Lebens im Gefängnis zu verbringen. Einmal in der Bande, wird das Leben zur Hölle, was freilich trotzdem nicht rechtfertigt, anderen das Leben deshalb zur Hölle zu machen. Die gesellschaftliche Verantwortung liegt darin, Kinder und Jugendliche so gut wie möglich zu schützen, ihnen Perspektiven zu ermöglichen und zu versuchen, Jugendgewalt so weit es geht zu verzeihen, auch wenn diese an vielen Orten Lateinamerikas weit über „Jugendsünden“ hinausgegangen ist. Es gibt in ganz Lateinamerika viele entsprechende Initiativen, in denen Kindern und Jugendlichen – ehemaligen Bandenmitgliedern und allen anderen jungen Bewohnern der Armenviertel – Perspektiven aufgezeigt und geboten werden sollen und die es zu unterstützen gilt.

Die Politik in den betroffenen Ländern steht zweitens in der doppelten Verantwortung, eine Alternative zur gescheiterten Repression zu finden und gleichzeitig die strukturellen Ursachen der Jugendgewalt wie Chancen- und Perspektivlosigkeit und die soziale Ungleichheit ernsthaft zu bekämpfen. Erst in gerechteren Gesellschaften, die allen Kindern und Jugendlichen ein menschenwürdiges Leben ermöglichen, wird die Jugendgewalt abnehmen und Jugendbanden werden sich entweder auflösen oder wieder zu einem subkulturellen Phänomen werden, bei dem es um Musik, das *barrio* oder weiche Drogen geht und nicht um Gewalt und Kriminalität. Alternativen zur Repression bestehen einerseits in Gewaltprävention – also neben dem Abbau struktureller Gewaltursachen auch in der Förderung von Kindern und Jugendlichen – und andererseits in der ernsthaften Rehabilitierung der zeh-

tausenden Kinder und Jugendlichen, die in lateinamerikanischen Gefängnissen sitzen und nach ihren Entlassungen sicher wieder zu den Banden zurückkehren. Außerdem ist in Erwägung zu ziehen, mit den Jugendbanden Friedensverträge, Entwaffnungen und Demobilisierungen zu verhandeln, wie man es beispielsweise in El Salvador, Guatemala oder derzeit in Kolumbien mit den ehemaligen Guerillas machte und macht. Dies wird zwar nicht zu schneller gesellschaftlicher Versöhnung führen und verlangt ein großes Opfer von den Betroffenen, kann aber das Töten und die Gewalt beenden. Ein entsprechender Versuch in El Salvador ist 2012 zwar im ersten Anlauf gescheitert, die Mordraten gingen nach der damaligen Aushandlung eines Waffenstillstands aber sehr stark zurück, bis die Waffenruhe scheiterte.

Schließlich müssen drittens auch die Jugendlichen selbst Verantwortung übernehmen. Ein schlechtes Leben erklärt zwar die Verbreitung gewalttätiger Jugendbanden, rechtfertigt aber nicht, anderen das Leben zur Hölle zu machen. Den Jugendlichen, die trotz der schlechten Lebensbedingungen und obwohl sie sich von Politik und Gesellschaft zurecht im Stich gelassen fühlen nicht zu Gewalt greifen und denen es gelingt, sich den Banden zu entziehen, gebührt die größte Anerkennung.





**CADA AÑO EN COLOMBIA
NACEN 600.000 NIÑOS
QUE DEBEN VIVIR EN**



Paulas Karneval für den Frieden

In Bogotas Armenviertel Kennedy feiern die Menschen einmal im Jahr den „Karneval des Volkes“
Von Tobias Käufer (Text) und Achim Pohl (Fotos)

Es wird geschminkt, getrommelt und mit dem Handy geknipst: Wie ein Haufen junger Rennpferde stehen am Sonntagmorgen die Teilnehmer des „Carnaval popular por la Vida“, dem Karneval des Volkes für das Leben, in den Startlöchern. Ein Jahr lang haben sie im Viertel „Britalia“ im Süden der kolumbianischen Hauptstadt Bogota auf diesen Tag hingearbeitet, nun soll es endlich losgehen. „Kein Regen, ein Glück“, ruft Paula Amzo beim Blick in den grauen Himmel. Schlechte Nachrichten gab es zuvor schon genug.

Denn die Kassen der Gemeinde sind leer, nur mit Mühe konnten Paula und mit ihr Initiatorin und Ordensschwester María Helena Céspedes Siabato die Mittel aufbringen, um den Karnevalsumzug zu retten. Jetzt aber kann John Fredy Boada Poveda, der Tanzleiter des Projekts, mit einer gewaltigen Fahne vorneweg marschieren. Der Karnevalsumzug setzt sich in Bewegung.

Mit gerade einmal 20 Jahren ist Paula eine der tragenden Säulen des Frauenrechts- und Friedensprojektes in Britalia, das vom Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat unterstützt wird. Mitten in einer der gefährlichsten Gegenden in der riesigen Acht-Millionen-Hauptstadt Bogota. Trotz oder gerade wegen der Überfälle, die sie zwingen, abends nur noch in Gruppen aus dem Haus zu gehen oder eben nur in den eigenen vier Wänden zu bleiben, will Paula etwas verändern. Sie kämpft mit ihren Mitteln. Mit Büchern, mit Diskussionen und mit dem Karneval. Dann ziehen hunderte Nachbarn mit Trommeln und Trompeten durch das Viertel. Es ist vor allem die Jugend von Britalia, die damit den Kreislauf der Gewalt durchbrechen will. Paula ist mittendrin. In der Hand ein Schild, auf dem steht, warum sie mitmacht:

Abbildung Seite 50:

Im Armenviertel Britalia in Bogotá hat der „Carnaval popular“ eine klare politische Botschaft – gegen die Gewalt.

„Jedes Jahr werden in Kolumbien 600.000 Gründe geboren, für die es sich lohnt, in Frieden zu leben.“ Sie will ein neues, ein gerechteres, ein friedliches Kolumbien, eines, in dem niemand mehr Angst haben muss.

Mehrfach wurde Paula bereits überfallen

Denn sie hat am eigenen Leib erlebt, was es heißt, Angst haben zu müssen. Viermal ist die junge Frau schon überfallen worden, einmal sogar besonders brutal. „Sie beleidigen dich, sie fassen dich an, sie tun dir weh“, sagt Paula und dabei bricht ihre Stimme. Mal sind es Jugendbanden, die das Viertel in Angst und Schrecken versetzen, mal sind es ganz gewöhnliche Kriminelle. Immer wieder unter den Opfern: junge Frauen, die den männlichen Angreifern physisch unterlegen sind, wie Paula und ihre Freundinnen. Erst jüngst wurde ein 15-jähriges Mädchen vergewaltigt, auf dem Sportplatz. Es ist ein ständiges Leben in der Furcht, es könnte wieder passieren.

„Wir brauchen einen kulturellen Wandel“, sagt die junge Kolumbianerin. Die Gewalt als Mittel, um Konflikte zu klären oder Interessen durchzusetzen, habe sich tief in die Seele der Menschen eingebrannt. Dagegen schreit Paula nun an, als sie mit ihren vielen Mitstreiterinnen und Mitstreitern durch die Straßen von Britalia zieht. „Das hier bedeutet, Frieden zu schaffen, dass die Menschen auf die Straße gehen, aus ihren Vierteln“, ruft sie. Es ist der einzige Tag im Jahr, an dem es bunt, lustig und fröhlich zugeht. An dem alle sehen: Es geht auch anders.

Den Rest des Jahres sieht es weniger schön aus: „Der Krieg ist zu uns ins Viertel gekommen“, erzählt Paula. Nicht durch Gefechte

oder durch Soldaten, sondern durch soziale Ungerechtigkeit, durch Ausgrenzung und Perspektivlosigkeit. Jahrzehntlang haben in Kolumbien rechte Paramilitärs, linke Guerillagruppen und die Armee in einem bewaffneten Konflikt blutige Kämpfe geführt. Mehr als 300.000 Menschen starben, sieben Millionen Binnenflüchtlinge produzierte der Krieg. Gestrandet sind die von den Kämpfen Vertriebenen in den Armenvierteln der Millionenstädte. Eines davon ist Kennedy, der Stadtbezirk von Bogota, in dem Paula lebt. Inzwischen hat der kolumbianische Staat mit der Guerilla-Organisation FARC einen Friedensvertrag abgeschlossen, die Rebellen haben, mit Ausnahme eines kleinen, radikalisierten Teils, ihre Waffen abgegeben. „Der Vertrag gibt uns die Chance auf einen Neuanfang“, glaubt Paula. Nicht

Abbildung Seite 52:

Schwester Maria Helena Cespedes Siabato und Paula Amazo im Jugendzentrum Britalia.

Abbildung Seite 53:

Paula und Jugendliche aus dem Stadtviertel Britalia in der Bibliothek des Jugendzentrums.

alle in dem Viertel sehen das so. Die alten Wunden sind noch nicht verheilt. Also ziehen Paula und die anderen durch die Straßen und rufen in ihren bunten Kostümen den Menschen zu: „Paz, Paz, Paz – Frieden, Frieden, Frieden“. Einige klatschen, andere drehen sich weg.

„Es fehlt an Perspektiven für die Jugendlichen, es gibt Gewalt, Drogenhandel, Zwangsprostitution“, sagt Paula. Vor ein paar Monaten stachen hier bei einer Meisterfeier der lokalen Fußballmannschaft jugendliche Fans aufeinander ein, mehrere Fans starben. Solche Erfahrungen prägen, lassen abstumpfen oder motivieren. Trotz ihrer Jugend ist Paula eine der tragenden Säulen des Frauenrechts- und Friedensprojektes in Britalia. Sie und ihre Freunde kämpfen mit ihren Mitteln. Mit Büchern, mit Diskussionen – und mit dem Karneval.

Jugendpastorale Initiativen

Paula unterstützt die Arbeit von Ordensschwester María Helena Céspedes Siabato, die die jugendpastorale Initiative „Soy Joven, Creo en Dios ... y qué?“ (Ich bin jung, glaube an Gott ... und nun?) an der Basis koordiniert. Schwester María Helena hat das Jugendzentrum in Britalia aufgebaut. Ihr Bruder starb schon vor vielen Jahren, als er als Guerillakämpfer in den Krieg zog. „Das hat mich geprägt. Ich habe geschworen, niemals etwas mit Waffen zu tun haben zu



wollen“, sagt María Helena. Zwei Opfer-Generationen, zwei Frauen aus unterschiedlichen Umfeldern, aber mit dem gleichen Ziel: „Frieden für Kolumbien.“ Das verbindet.

Der Karneval ist der spektakuläre Teil des Projekts, doch die alltägliche Arbeit ist noch wichtiger. Das Jugendzentrum ist zu einem Treffpunkt all jener jungen Leute geworden, die das Viertel verändern wollen. Tausende Bücher stehen hier in den Regalen, aber fast noch wichtiger sind die gemeinsamen Spiele, die gemeinsamen Debatten über den Weg, wie es weitergehen soll. „Wenn es uns gelingt, hier in unserem Viertel Frieden zu schaffen, dann gelingt es auch im ganzen Land“, ist Paula überzeugt. Manche nennen Britalia auch Klein-Kolumbien, weil es hier alle Probleme gibt, die dieses Land so leiden lässt. Gewalt, Drogenhandel, Guerilla, Paramilitarismus, die Unterdrückung von Frauen, Armut, Arbeitslosigkeit – der Ausweg daraus ist unglaublich schwer: „Jüngst hat ein Mädchen versucht, eine Jugendgang zu verlassen, sie wollte einfach nicht mehr mitmachen. Jetzt wird sie massiv bedroht.“

Kultur gegen die Gewalt

In Britalia setzen sie Kontrapunkte, die in diesem Umfeld fast schon exotisch wirken. Es gibt Tanz, Theater, Musik und Gemeinsamkeit. Und immer wieder schauen neugierige Gesichter vorbei, die das kreative, bunte Treiben anzieht. Manche bleiben für den

Rest ihrer Jugend, gründen Bands oder engagieren sich in Workshops. Paula glaubt, dass ihr Weg der richtige ist: „Wir müssen weg von dieser Gewalt, wir müssen aufeinander zugehen, uns zuhören, uns unterstützen.“

Es ist nicht das einzige Anliegen der beiden ungleichen Frauen. „Hier wohnt der Mindestlohn“, sagt Schwester Maria Hélena beim Gang durch das Viertel. Mindestlohn, das bedeutet umgerechnet etwas mehr als 220 Euro im Monat. Entsprechend wird hier um jeden Peso gekämpft. Alles ist „auf Kante genäht“. Die schwachen Verdienstmöglichkeiten lassen manche in die Kriminalität abgleiten. Nicht immer geschieht das freiwillig: Vor allem junge Frauen, oft unter massiver Gewaltandrohung oder -anwendung, werden zur Prostitution gezwungen. Gewalt gegen Mädchen und Frauen ist deswegen auch ein Thema beim Karnevalsumzug. Eine Gruppe von Frauen hat sich als Hexen verkleidet und springt wild umher: „Kein weiteres Opfer mehr, keine Gewalt“, rufen sie beim Umzug durch die Straßen. „Ni una menos“ (nicht eine weniger) heißt die feministische Bewegung, die seit einigen Jahren in Lateinamerika auf die Gewalt gegen Frauen aufmerksam macht. In



Britalia ist das Thema mit den Händen zu greifen. „Dort hinten wurde ein junges Mädchen vergewaltigt. Niemand hat hier geholfen“, berichtet Schwester Maria. Sie kümmert sich um diese Schicksale. Betroffene Mädchen und Frauen können bei ihr Schutz suchen, wo genau, verrät sie nicht: „Sonst stehen am nächsten Tag die Männer vor der Tür und wollen sie abholen.“

Gedenkminute für die Opfer

Ein paar der Frauen, die beim Umzug dabei sind, wurden selbst zu Opfern der Gewalt. Und so mischen sich in den eigentlich fröhlichen Hexentanz auch

Abbildung Seite 54:

Eine Demonstration für den Frieden: Jugendliche beim Carnaval popular in Kolumbiens Hauptstadt Bogotá.

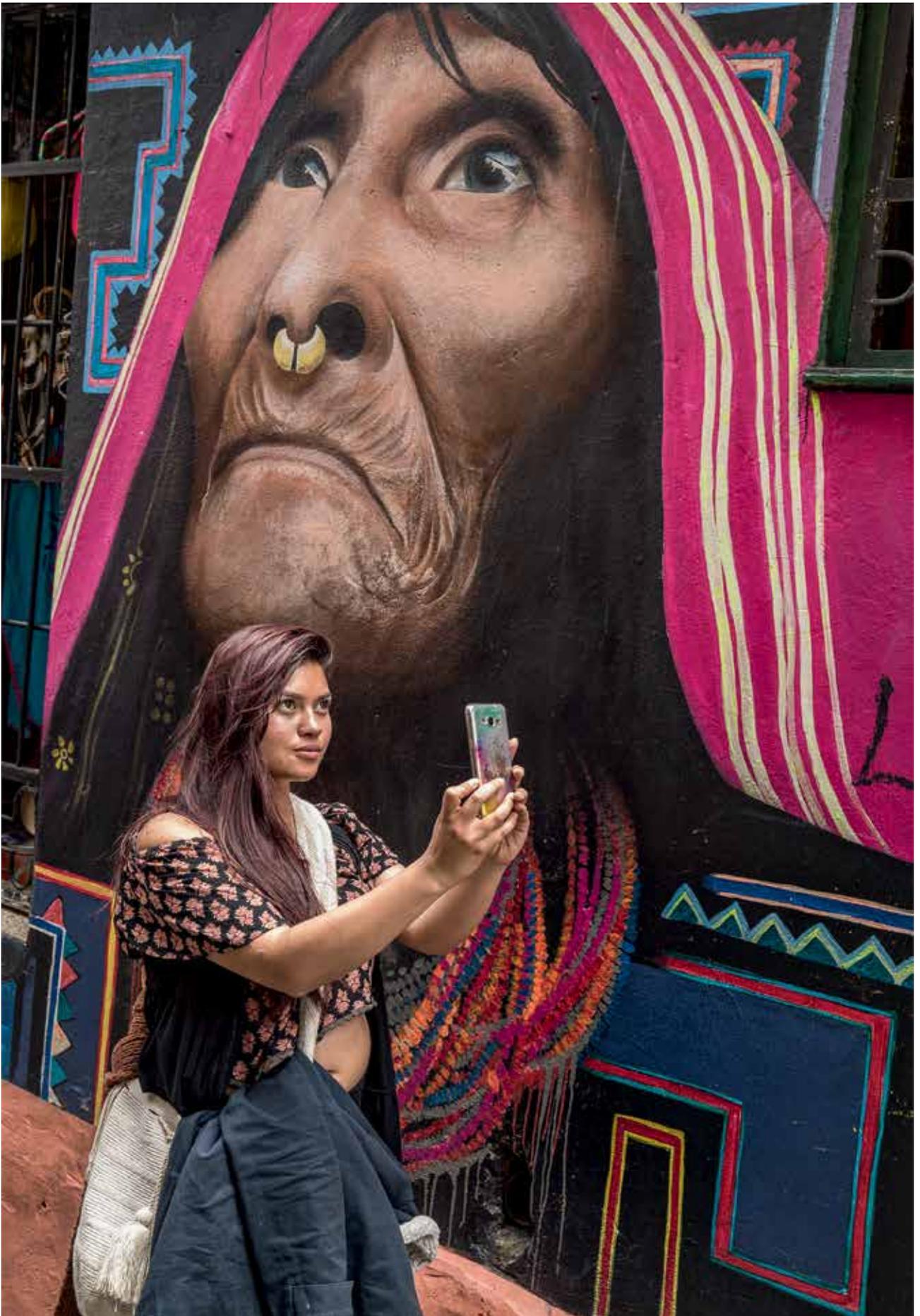
Abbildung Seite 55:

Paula Amazo und die Kultur der kolumbianischen Hauptstadt: Selfies vor einer Wandmalerei.

ein paar Tränen. Die Erinnerung an das Selbsterlebte ist in diesem Moment stärker als die Freude des Karnevals. Fast zwei Stunden marschieren die fast 1.000 Menschen durch das Viertel, sie überqueren die unsichtbaren Grenzen der Jugendbanden, die feste Reviere für sich reklamieren.

Nicht nur der Mindestlohn, auch die Gewalt ist hier zu Hause. Nur nicht an diesem Tag. An diesem einem Tag haben die Freude, der Karneval, die Musik und der Tanz die Straßen fest im Griff. Vielleicht auch deswegen bleiben alle bis zuletzt. Schwester Maria Helena hat in den Gemeindesaal eingeladen. Hier setzt sich das Programm fort. Als sie eine Gedenkminute einlegt für alle, die das Viertel im vergangenen Jahr verlassen haben, kommen die Tränen zurück. Es sind auch Gewaltopfer zu beklagen. Dann aber wird es wieder fröhlich. Ein kleines kulturelles Feuerwerk von Tanz, Satire und Musik. Und von Momenten des Schweigens: Als eine Theatergruppe junger Schauspielerinnen still das Verschwinden von Frauen und Mädchen nachspielt, weiß jeder im vollbesetzten Saal, was und auch wer gemeint ist. Das Stück endet mit einem hoffnungsvollen Moment, in dem es einer Frau gelingt, sich aus dem Teufelskreis zu befreien. Symbolisch legt sie die Fesseln ab. Der Karneval von Britalia soll eben auch ein Stück Mut machen: Die, die hier sind, haben ihren kleinen Weg heraus aus der Gewaltspirale schon geschafft.





Mit Bildung aus der Krise?

Kinder und Jugendliche in Lateinamerika – Von Prof. Dr. Stefan Peters

Kinder und Jugendliche haben in (fast) ganz Lateinamerika heute bessere Bildungschancen als ihre Eltern und Großeltern. Mädchen und junge Frauen haben besonders stark von diesen Entwicklungen profitiert. Vermehrt kommt die bessere Bildung den sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen zugute. Doch mehr und bessere Bildung ermöglicht oft keine verbesserte Arbeitsmarktintegration. Im Gegenteil: Jugendliche und junge Erwachsene sind auch in Lateinamerika überdurchschnittlich stark von Arbeitslosigkeit und informeller Beschäftigung betroffen. In vielen Ländern stehen nicht Wissen und Arbeitskraft im Vordergrund, sondern die Ausbeutung der Bodenschätze.

Seit ca. 2014/2015 ist die Krise zurück in Lateinamerika. Nachrichten über Korruption, Gewalt, wirtschaftliche Probleme und Umweltzerstörungen dominieren die Berichterstattung der Medien und werden von einer besorgniserregenden Tendenz zum (leichten) Anstieg von Armut und Ungleichheiten ergänzt. Diese Situation steht im deutlichen Kontrast zum Beginn des 21. Jahrhunderts. Damals galt die Region vielen Beobachtern aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft angesichts der Kombination von hohen Wachstumsraten, sozialen Entwicklungserfolgen sowie innovativen politischen Reformansätzen und gesellschaftspolitischen Alternativen als veritabler entwicklungspolitischer Hoffnungsträger.

Maßnahmen zur politischen und sozialen Inklusion vormals weitgehend marginalisierter Bevölkerungsgruppen in den städtischen Armenvierteln und im ländlichen und oft von indigenen Gruppen bewohnten Gebieten sowie insbesondere die Diskussionen zum Konzept des „Guten Lebens“ (*buen vivir* bzw. *sumak kawsay* in Kichwa oder *suma qamaña* in Aymara) brachten der Region breite Aufmerksamkeit. Nicht wenige suchten in Lateinamerika Inspiration für politische und gesellschaftliche Veränderung in

Deutschland, Europa oder den USA. Doch mit der Rückkehr der Krise schwand auch die Euphorie und zunehmend wird deutlich, dass die entwicklungspolitischen Erfolge beim Versuch des Aufbrechens struktureller Hindernisse für eine Verbesserung der Lebensbedingungen der Menschen an enge Grenzen stießen. Es gelang nicht, eine Abkehr vom krisenanfälligen Rohstoffexportmodell, die Reduzierung der extremen sozialen Ungleichheiten oder die Schaffung von den Bedingungen der Möglichkeit eines friedlichen Zusammenlebens herbeizuführen. Anders ausgedrückt: Die kurzfristigen Entwicklungserfolge erwiesen sich als wenig nachhaltig. Doch Krisen sind auch ein Moment der Reflektion und laden zum Nachdenken über die Ursachen und die Suche nach möglichen Auswegen ein. Dabei stimmen internationale Organisationen sowie Wissenschaftler und Politiker verschiedener Couleur weitgehend darin überein, dass Bildung ein zentrales Vehikel für die Erzielung mittel- und langfristiger Entwicklungserfolge ist. Allerdings läuft der breite Konsens über die Relevanz der Bildungspolitik gleichzeitig Gefahr, zu einem Allgemeinplatz mit wenig Aussagekraft zu werden. Entwicklungspolitisch bedeutsam ist vielmehr die Frage, inwiefern es der Bildung gelingt, die Kinder und Jugendlichen mit den notwendigen

Abbildung Seite 57:

Gut ausgebildet, aber ohne Garantie auf einen Beruf: Studenten auf dem Campus der katholischen Universität Alberto Hurtado in Santiago de Chile.



Instrumenten auszustatten, die es ihnen ermöglichen, einen Platz in der Gesellschaft zu finden, ein sicheres Einkommen zu generieren, sich aktiv in gesellschaftspolitische Debatten einzubringen, gesellschaftliche Missstände produktiv aufzulösen, Alternativen zum Raubbau an der Natur zu entwickeln sowie zur Konstruktion friedfertiger Gesellschaften beizutragen. Dieser Artikel widmet sich diesen Fragen und stellt dabei die Themen

- 1) der Arbeitsmarktintegration von Jugendlichen und jungen Erwachsenen;
- 2) der Anerkennung von Diversität sowie
- 3) der Förderung eines friedlichen Zusammenlebens in den Vordergrund.

Mehr Bildung, schlechtere Arbeit:

Das Paradox der Bildungsexpansion in Lateinamerika

Kinder und Jugendliche haben in (fast) ganz Lateinamerika heute bessere Bildungschancen als ihre Eltern und Großeltern. Bei erheblichen Unterschieden zwischen den einzelnen Ländern und Kontexten kann verallgemeinernd folgendes Bild der Entwicklung des Bildungszugangs in der Region gezeichnet werden: In den vergangenen ca. zwei Jahrzehnten wurde in Lateinamerika der Zugang zur – aus pädagogischer Sicht und zur Reduzierung von Bildungsungleichheiten besonders wichtigen – Vorschulbildung rasch ausgebaut, die Grundschulbildung nähert sich sukzessive ih-

rer Universalisierung an und auch in der Sekundarbildung sind die Einschulungsquoten in den letzten Jahren deutlich angestiegen. Die Sekundarbildung hat so in Lateinamerika längst ihre einstige Stellung als Bastion der Mittel- und Oberschicht verloren. In Argentinien reicht die Schulpflicht mittlerweile bis zum Abschluss der 12. Klasse. Dieses Panorama wird von einer teilweise deutlichen Zunahme der Zahl der Studierenden an Hochschulen und Universitäten ergänzt. Mädchen und junge Frauen haben besonders stark von diesen Entwicklungen profitiert und erzielen heute im Durchschnitt fast überall in der Region bessere Bildungsergebnisse als ihre männlichen Altersgenossen. Die Erfolge der Bildungsexpansion kommen in den letzten Dekaden außerdem vermehrt den sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen zugute. Ausgehend von sehr hohen Werten reduzierten sich dadurch in der jüngeren Vergangenheit die Ungleichheiten der durchschnittlichen Schulbesuchsdauer.

Hinzu kommt die Ausweitung des Zugangs zu neuen Technologien. Mit der Umsetzung des *Plan Ceibal* in Uruguay wurde das Land zum Pionier der Initiative *One Laptop per Child*. Seit 2007 bekamen erst alle Schülerinnen und Schüler öffentlicher Grundschu-

len und später auch der Sekundarschulen vom Staat einen Mini-Laptop ausgehändigt. Pittoreske Bilder von Kindern, die im Landesinneren mit dem Laptop in der Hand auf Pferden zur Schule reiten, gingen um die Welt. Verschiedene Länder Lateinamerikas – darunter Argentinien, Ecuador und Venezuela – führten kurze Zeit später ähnliche Programme ein. Bei allen Unterschieden haben die Programme eines gemeinsam: Sie zielen darauf, dass in Zukunft kein Kind ohne Basiskenntnisse im Umgang mit Computern aufwachsen wird. Gerade für sozial benachteiligte Familien bedeuteten die Laptops oft den ersten Zugang zum Internet. Kurz: Die Bildungspolitik in Lateinamerika kann durchaus Erfolge vermelden.

Bildung ist keine Garantie für eine verbesserte Arbeitsmarktintegration

Allerdings will dennoch keine Feierlaune aufkommen. Denn spätestens beim Eintritt der Jugendlichen in den Arbeitsmarkt wird deutlich, dass mehr Bildung oft keine verbesserte Arbeitsmarktintegration ermöglicht. Im Gegenteil: Jugendliche und junge Erwachsene sind auch in Lateinamerika überdurchschnittlich stark von Arbeitslosigkeit und infor-

meller Beschäftigung betroffen. Sie leiden somit besonders unter unregulierten und prekären Arbeitsbedingungen sowie schlechter Bezahlung. Dies betrifft insbesondere die Bildungsaufsteiger aus sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen und ländlichen Gebieten sowie viele junge Frauen. Ihre höhere Bildung materialisiert sich meist nicht in entsprechend besseren Beschäftigungsmöglichkeiten. Der Übergang von der Schule oder den Universitäten gestaltet sich folglich oftmals frustrierend. Bisweilen haben die Jugendlichen und ihre Familien hohen (finanziellen) Aufwand betrieben und sehen sich dennoch um Aufstiegschancen beraubt. Die Gründe hierfür sind vielfältig und lassen sich nur teilweise im Bildungsbereich selbst verorten. Schließlich ist die Schaffung von produktiven Beschäftigungsmöglichkeiten ein zentrales Problem der lateinamerikanischen Volkswirtschaften. Weite Teile der Region leben nicht primär vom Einsatz der Arbeitskraft, sondern von der Ausbeutung der Natur (Bergbau, Erdölförderung, monokulturelle Landwirtschaft). In diesen Bereichen werden jedoch kaum gute Beschäftigungsmöglichkeiten und damit Chancen für Jugendliche und junge Erwachsene geschaffen. Und dennoch ist die schlechte Bilanz der Arbeitsmarktintegration von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Lateinamerika auch eine Folge von Problemen der Bildungssysteme der Region. Denn mehr Bildung heißt bei weitem nicht immer auch bessere Bildung. Im internationalen Vergleich ist die Bildungsqualität in Lateinamerika insgesamt als unterdurchschnittlich einzuschätzen. Allerdings

„Das nationale Zusammenleben ist möglich – unter anderem – in dem Maß, in dem wir Bildungsprozesse schaffen, die in gleicher Weise transformierend, einbeziehend und vom Miteinander geprägt sind.“

**Papst Franziskus bei seinem Besuch der katholischen Universität
in Santiago de Chile, 17. Januar 2018**

verdecken Ländervergleiche oft mehr, als sie erhellen. Das Problem liegt nicht primär in der insgesamt schwachen Bildungsqualität, sondern vielmehr in den Ungleichheiten der Qualität der Bildung zwischen unterschiedlichen Bildungseinrichtungen. Der Bildungsalltag von Kindern und Jugendlichen aus der urbanen Mittel- und Oberschicht hat außer dem Pausenklingeln oft kaum etwas mit den Erfahrungen von Kindern aus den Armutsvierteln oder in abgelegenen ländlichen und teils indigen geprägten Gebieten gemeinsam. Die Ungleichheiten der Schulausstattung und der Kontextbedingungen haben zwangsläufig auch ungleiche Bildungsergebnisse zur Konsequenz. Das schließt individuelle Bildungsaufstiege nicht aus. Doch die Tendenz des Bildungssystems weist in Richtung einer Verfestigung der Ungleichheiten.

Deutlich wird dies dann beim Eintritt in den Arbeitsmarkt. Hier zeigt sich, dass der Bildungstitel alleine oft nicht ausreicht. Hier werden nicht nur Probleme der Bildungsqualität in Form etwa fehlerhafter Orthographie oder schwacher Fremdsprachenkenntnisse deutlich. Der Arbeitsmarkt honoriert oft auch ohne Ansicht der Qualität bestimmte Bildungstitel etwa von prestigereichen privaten Bildungseinrichtungen, während Zeugnisse von Schulen aus Armenvierteln oder vom Land teilweise eher hinderlich sind und die entsprechenden Qualifikationen hier immer wieder von Neuem unter Beweis gestellt werden müssen. Diese Unterschiede der Wertschätzung von einander legal gleichgestellten Bildungstiteln kann als hierarchische Fragmentierung der Bildungssysteme gefasst werden und ist zusammen mit den Ungleichheiten der Bildungsqualität ein wesentlicher Grund dafür, dass sich die längeren Schulzeiten von sozial benachteiligten Jugendlichen und jungen Erwachsenen nicht in entsprechende Verbesserungen ihrer Arbeitsmarktchancen übertragen.

Die Politik ist sich dieser Probleme durchaus bewusst. Doch Programme wie „*ser pilo paga*“ (schlau sein lohnt [sich]) in Kolumbien zielen mit Stipendien, die herausragenden Schülern aus sozial benachteiligten Gruppen ein Studium an den privaten Eliteuniversitäten ermöglichen, allenfalls auf individuelle und medienwirksame Erfolgsstory. Eine nachhaltige Bildungspolitik würde in eine ganz andere Richtung weisen und müsste gerade die öffentlichen Schulen in sozial benachteiligten Stadtvierteln sowie auf dem Land stärken und eine stärkere soziale Durchmischung der Schüler einzelner Bildungsinstitutionen fördern. Doch gerade dies konnte in Lateinamerika in den vergangenen Jahren nicht erreicht werden. Lateinamerika ist divers: Der Subkontinent beherbergt alleine etwa 50 Millionen Menschen aus ca. 600 indigenen Gruppen. Hinzu kommen afrolateinamerikanische, mestizische und kleinbäuerliche Gemeinschaften mit ihren je spezifischen Kulturen und

Lebensweisen. Diese Diversität wurde von der Politik in Lateinamerika lange Zeit in erster Linie als Hindernis auf dem Weg zu Fortschritt und Modernisierung wahrgenommen. Dies spiegelt sich bis heute in den Bildungssystemen des Subkontinents wider: Die Lehrpläne sind oft eng an europäische oder nordamerikanische Vorbilder angelehnt und orientieren sich zudem an der Lebenswirklichkeit und dem kulturellen Kanon der urbanen Mittelschicht. Dabei bleibt nur wenig Platz für indigene oder afrolateinamerikanische Inhalte. Seit den 1980er / 1990er Jahren sollte sich dies im Zuge des Erstarkens indigener Organisationen ändern. Im Zentrum ihrer Forderungen stand stets auch die Stärkung indigener Sprachen und Traditionen innerhalb des Bildungssystems. In den meisten Ländern der Region wurden in der Folge Bildungsreformen zur Förderung indigener Elemente (bilinguale bzw. interkulturelle Bildung) umgesetzt. Diese blieben nicht ohne Kritik seitens der indigenen Organisationen, die beklagten, dass der staatliche Interkulturalismus nicht am Kern der Unterdrückung der indigenen Bevölkerung rüttelte.

Indigene Bevölkerungsgruppen sehen sich in der Bildung benachteiligt

Diese generelle Tendenz zeigt sich exemplarisch am Projekt der Millenniumsschulen in Ecuador. Der ehemalige Präsident Rafael Correa wollte damit in den historisch benachteiligten und stark indigen geprägten Amazonasprovinzen ein bildungspolitisches Signal setzen. Das Ziel ist klar formuliert: Die Kinder des Amazonasgebietes sollen mindestens so gute Bedingungen in der Schule vorfinden wie ihre Altersgenossen aus der weißen Mittelschicht in den Großstädten Quito oder Guayaquil. Tatsächlich bilden die Millenniumsschulen auf den ersten Blick einen deutlichen Kontrast zu den klassischen (Land-)Schulen der Region. Sie verfügen über moderne Labors, gut ausgestattete Bibliotheken und Klassenräume sowie weitläufige Pausenhöfe und sollen gut ausgebildete Lehrkräfte anziehen und dabei auch interkulturelle Bildungsinhalte fördern. Doch die Millenniumsschulen zeigen, dass sich qualitativ hochwertige Bildung sowie die Anerkennung

kultureller Diversität nicht am Reißbrett entwerfen lassen. Ein Beispiel: Weil es in der Region an ausgebildeten Lehrerinnen und Lehrern mangelt, werden die Lehrkräfte für die Millenniumsschulen des Amazonasgebiets meist aus dem Hochland oder den Küstenprovinzen angeworben. Diese kennen jedoch weder die lokalen Sprachen und Traditionen, noch sind sie mit dem Alltag im Amazonasgebiet vertraut. Oft bleiben sie nicht lange, mit der Konsequenz, dass der Unterricht dann mangels Lehrkräften monatelang ausfällt. Die gut ausgestatteten Labore verweisen ungenutzt, die Verbesserung der Bildungsqualität bleibt aus. Der Kern des Problems besteht darin, dass die Millenniumsschulen eine Kopfgeburt aus den Ministerien der Hauptstadt Quito sind. Insbesondere Vertreterinnen und Vertreter der indigenen Bevölkerung stehen ihnen kritisch gegenüber. Raum für die Partizipation der Bevölkerung ist kaum vorhanden und die Errichtung einer Millenniumsschule bedeutet oft das Todesurteil für kleinere Dorfschulen. Die Millenniumsschulen haben deshalb für die Kinder und Jugendlichen meist längere Schulwege und für die indigenen Gemeinschaften den Verlust der Kontrolle der Lehrinhalte und der Vermittlung indigenen Wissens in der interkulturellen Bildung zur Konsequenz. Viele Vertreter indigener Gemeinschaften befürchten deshalb, dass die Schulen der Entfremdung der Kinder und Jugendlichen von der eigenen Kultur Vorschub leisten und gerade keinen Beitrag zur Anerkennung der kulturellen Diversität des Landes leisten. Sie sehen die Millenniumsschulen in der Tradition von altbekannten staatlichen Modernisierungsprojekten, die die indigene Bevölkerung als passive Empfänger von Entwicklungsprojekten konzipieren.

Mit Bildung zum Frieden?

Die Bildung soll schließlich auch einen Beitrag zur Konfliktbearbeitung und Gewaltprävention leisten. Lateinamerika ist ein Kontinent mit einer langen Geschichte gewaltsamer politischer Auseinandersetzungen, deren Folgen die Region bis heute prägen. Die Kolonialherrschaft, zahlreiche (Militär-)Diktaturen, blutige Bürgerkriege und brutale Repression

von Oppositionellen haben ihre Spuren in den Gesellschaften des Subkontinents hinterlassen und gewalttätige Gesellschaften hervorgebracht. Heute beherbergt die Region 42 der 50 Städte mit den weltweit höchsten Mordraten. Gewaltkriminalität, Feminizide und häusliche Gewalt, gewalttätige Jugendbanden wie die zentral-amerikanischen Maras, aber auch die gefürchteten *barras bravas* in den argentinischen Fußballstadien ergänzen das Bild omnipräsenter Gewalt in Lateinamerika. Vor diesem Hintergrund wurden in verschiedenen Ländern der Region pädagogische Programme zur Gewaltprävention eingeführt. Diese setzen wie das kolumbianische *Aulas en Paz* oft bereits im Grundschulalter an und zielen darauf, gewaltfreie Formen der Konfliktaustragung zu fördern. Diese Programme zeigen bisweilen durchaus beachtliche Erfolge, allerdings stoßen sie auch immer wieder an Grenzen. Gerade in gewaltsamen Kontexten zeigt sich eine Diskrepanz zwischen den Programmzielen und den Alltagserfahrungen der Kinder und Jugendlichen. Anders ausgedrückt: Schule und Bildung kann nicht jenseits des sozialen und politischen Kontextes gedacht werden. Gerade nach Diktaturen oder Bürgerkriegen soll die Bildung zudem einen zentralen Beitrag zur Aufarbeitung der Vergangenheit leisten. In den letzten Jahren wurden in Lateinamerika vermehrt Anstrengungen in diese Richtung unternommen. Diese beinhalten etwa die Verankerung der systematischen Menschenrechtsverbrechen der zivil-militärischen Diktaturen in Argentinien (1976–1983) und Uruguay (1973–1985) in den Lehrpläne der Sekundarbildung. Fortbildungen für Lehrkräfte und die Bereitstellung didaktischer Materialien sollten den Unterricht unterstützen und die Kinder und Jugendlichen über die Gräueltaten der Diktaturen aufklären. Allerdings stoßen auch hier die bildungspolitischen Reformen immer wieder an enge Grenzen. Es zeigt sich, dass viele Lehrkräfte auf Grund persönlicher politischer Diskrepanzen mit dem Lehrplan oder aus Angst vor der Thematisierung eines gesellschaftlich konfliktiven Themas die zivil-militärischen Diktaturen nur kurz ansprechen oder gar ganz auslassen und sich stattdessen – etwa im Geschichtsunterricht – länger mit anderen Themen auseinandersetzen. Selbstverständlich gibt es auch eine Reihe von hochengagierten Lehrkräften, die das Thema detailliert behandeln. Doch die Tendenz bleibt dabei stets, dass die Behandlung der gewaltvollen und konfliktiven Vergangenheit sehr unterschiedlich ausfällt. Änderungen des Lehrplans sind alleine unzureichend für die Aufarbeitung der Vergangenheit und die Rolle der Schule sollte bei aller Bedeutung nicht überschätzt werden. Schließlich wird die Erinnerung an die Vergangenheit durch eine Reihe von weiteren Instanzen (Familie, unterschiedliche Medien, Gleichaltrige etc.) geprägt. Gerade wenn es keinen gesellschaftlichen Minimalkonsens über

die Bewertung der Vergangenheit gibt, können bildungspolitische Direktiven die oftmals schmerzvollen und konfliktreichen gesellschaftlichen Diskussionen über die Vergangenheit nicht ersetzen.

Möglichkeiten und Grenzen von Bildung

Die skizzierten Beispiele stimmen skeptisch gegenüber dem in Politik und Gesellschaft verbreiteten Bildungsoptimismus. Die Möglichkeiten zur Krisenbearbeitung mittels Bildung sind weitaus limitierter als oft erhofft. Dies gilt insbesondere für Lateinamerika mit den Strukturmerkmalen extremer Ungleichheiten, fortwährender Diskriminierungen von Indigenen und Schwarzen sowie tief verankerter Gewalterfahrungen. Die sozialen Bedingungen stehen hier einer produktiven Auflösung aktueller Krisenerscheinungen durch bildungspolitische Maßnahmen tendenziell entgegen. Und dennoch zeigen verschiedene erfolgreiche bildungspolitische Ansätze, dass Bildung durchaus ein Vehikel der sozialen und politischen Inklusion von Kindern und Jugendlichen sein kann. Die Ausweitung des Bildungszugangs, die weitgehende Einebnung der geschlechtsspezifischen Bildungsungleichheiten oder Programme der positiven Diskriminierung etwa der afrobrasilianischen Bevölkerung beim Hochschulzugang sind wichtige und unverzichtbare Schritte für die Verbesserung der Lebenssituation gerade von sozial benachteiligten Kindern und Jugendlichen. Und auch innerhalb der Klassenräume finden wichtige Veränderungen statt. Dank verschiedener bildungspolitischer Programme sind Computerkenntnisse in vielen lateinamerikanischen Ländern heute ein buchstäbliches Kinderspiel und auch die fortschrittlichen sexualpädagogischen Programme in Argentinien verdienen erhöhte Aufmerksamkeit. Und dennoch: Die Bildung alleine stößt immer

dann an Grenzen, wenn ihr die ganze Bürde dringender sozialer Veränderungen auferlegt wird. Ihr Potenzial für gesellschaftlichen Wandel wird dann schlichtweg überstrapaziert. Erfolgreiche Bildungspolitiken müssen hingegen immer in einen breiten Reformprozess eingebunden werden. Dies impliziert die Reduzierung der extremen sozialen Ungleichheiten ebenso wie Politiken zur Schaffung produktiver und gutbezahlter Arbeitsplätze, aber auch den Abbau von Diskriminierungen aufgrund von Geschlecht, Ethnizität, sozialer Herkunft, sexueller Orientierung etc. sowie die Bearbeitung der Gründe für die verbreitete Gewalt jenseits der Klassenräume. Nur wenn bildungspolitische Reformen in eine derart ambitionierte Transformationsstrategie eingebettet sind, können sie ihr Potenzial für soziale und politische Verbesserungen wirkungsvoll ausschöpfen.





Zwischen den Welten

Jeroncio Manuel Osorio ist ein junger Mann aus dem Volk der Kuna und studiert in Panama-Stadt
Von Gaby Herzog (Text) und Achim Pohl (Fotos)

Im Valle Real geht es geordnet zu. Die 300 Häuser stehen in einem exakt berechneten Abstand zur Straße und sind absolut baugleich: 60 Quadratmeter, zwei Zimmer, Küche, Bad. Die Fassaden sind beige gestrichen, um die Fenster ist ein dunkelbrauner Rand gemalt. Zu jedem Haus gehört eine Mülltonne neben der Eingangstür, im Garten eine Wäschestange aus Stahl.

„Als ich vor einem Jahr hierhergezogen bin, fühlte ich mich wie ein Held in einem Science-Fiction-Film, der auf einem neuen Planeten landet“, sagt Jeroncio, als er von der Bushaltestelle den Hügel hinunterläuft. Der Rasen vor den Häusern ist kurz gemäht, nirgendwo wächst ein Baum oder ein Strauch. Auf einer Wippe auf dem Spielplatz spielt ein Kind alleine in der Mittagssonne, ein Mann sitzt ein paar Meter weiter im Schatten und spielt mit seinem Handy. „Hier hat man überall Internet-Empfang“, erklärt Jeroncio. „Das ist schon praktisch. In Playón Chico haben viele nicht einmal Strom oder fließendes Wasser in den Häusern.“

Playón Chico ist eine kleine Koralleninsel, die im Karibischen Meer vor der Küste Panamas liegt. Das Volk der Kuna ist hier zu Hause. 30.000 Menschen leben auf rund 50 der 365 Eilande, die zur Comarca Gunayala gehören. Seit 1925 verwalten sich die Kuna, nach einem langen und blutigen Kampf mit der Zentralregierung, weitgehend selbst und haben eine eigene Verfassung ausgerufen. Diese Autonomie ist in Lateinamerika einzigartig. Die Landfläche ist im kollektiven Besitz des Volkes, sie kann weder

gekauft, verkauft oder verpachtet werden. Gemeinschaftseigentum hat Vorrang vor privatem und individuellem Besitz. Die Kuna leben und pflegen ihre Traditionen und kämpfen darum, dass ihre Kultur in der neuen Zeit erhalten bleibt.

Studieren kann man nur in der Hauptstadt

Trotzdem haben viele ihre Heimat verlassen. 70.000, vor allem junge Kuna wie Jeroncio, leben auf dem Festland. „Wenn man so wie ich studieren will, bleibt einem keine andere Wahl, als in die Hauptstadt zu gehen“, sagt Jeroncio und öffnet die Tür zu seinem Haus. Seine Schwester Eidigili und ihre kleine Tochter Marianne schauen fern. Neben ihnen auf dem Sofa sitzt, mit geschlossenen Augen, eine alte Dame. Sie trägt die traditionelle Tracht der Kuna. Dazu gehört eine Mola, das aufwändig von Hand bestickte Oberteil, um Arme und Beine sind bunte Perlenketten gewickelt, auf dem Kopf liegt ein rotes Kopftuch. „Das ist meine Tante. Sie kümmert sich um Marianne, wenn meine Schwester und ihr Mann arbeiten gehen und ich in der Uni bin. Sie verlässt ungern das Haus. Sie sagt, dass sie Heimweh bekommt, wenn sie in den Himmel schaut.“ Jeroncio kennt das Gefühl. Wenn er abends an seinem Schreibtisch vor dem Laptop sitzt, fällt sein Blick oft auf die kleine Meeres-schnecke, die auf dem schmalen Fensterbrett liegt. Dann träumt er sich nach Hause, nach Playón Chico. Zum Sonnenuntergang treffen sich die Jugendlichen auf dem Vorplatz der Kirche zum Tanzen. Barfuß stampfen mit kräftigen Schritten, sodass der Lehmboden vibriert. Die Männer spielen Panflöte, die Frauen schütteln dazu die selbstgebastelten Rasseln aus getrockneten Kürbissen. Der dumpfe Rhythmus ist eingängig, geht unter die Haut, in den Kopf

Abbildung Seite 62:

Zwischen den Welten: der junge Kuna Jeroncio Manuel Osorio mit seiner Großmutter und seinem Laptop, den er für sein Studium in Panama-Stadt benötigt.



bis tief ins Herz. Es ist ein Klang so alt wie die Kuna selbst.

Die Kuna sind stolz auf ihre Geschichte. Nicht immer lebten sie auf den Inseln. Ursprünglich stammen sie aus dem Gebiet des heutigen Kolumbiens und waren dort als Bauern auf den Anbau von Kokosnüssen spezialisiert. Auf Druck der spanischen Truppen, die sich immer mehr in der Heimat der Kuna ansiedelten, und aufgrund von Auseinandersetzungen mit den Chocó-Indianern wichen die Kuna vor rund 200 Jahren auf die Inseln aus. Zwar betrieben sie Handel, aber lebten doch relativ autark und fern von fremden Einflüssen. Sie verboten fremden Schiffsbesatzungen, ihr Land zu betreten.

Abbildung Seite 64:

Gelebte Kultur: zeremonieller Tanz der Kuna, mitten auf der Dorfstraße in Playón Chico.

Abbildung Seite 65:

Blick auf das Kuna-Dorf Playón Chico, im karibischen Meer vor Panamas Ostküste.

Über die Geschicke der Gemeinschaft wacht auch heute noch der Saila. Er ist das gewählte politische und spirituelle Oberhaupt der Insel. Als Zeichen seiner Macht trägt er einen kleinen Hut und empfängt seine Besucher im großen Versammlungsraum. Doch der Saila entscheidet nie allein, alle Fragen werden von der gesamten Dorfgemeinschaft diskutiert, die sich ein bis zwei Mal in der Woche im Kongress trifft.

„Ich bin hin und her gerissen“, gibt Jeroncio zu. „Oft ist mir alles in der Stadt zu viel. Die Autos, der Lärm, der Dreck, die Menschen, die immer nur mehr und mehr haben wollen. Dann vermissen ich meine Hängematte, die mich bei einer leichten Brise in den Schlaf schaukelt. Auf der anderen Seite gefällt mir, dass es in der Stadt so viel Neues zu erleben gibt: die verspiegelten Hochhäuser in der Innenstadt, die Kaufhäuser, die Museen, das Multikulti-Leben.“ Gerne würde Jeroncio öfter seine Mutter, die Oma und den kleinen Bruder Raphael besuchen. Doch das kann er sich nur ein Mal im Jahr leisten. Die Fahrt mit Bus und Boot dauert mehr als acht Stunden und kostet umgerechnet 50 US-Dollar.

Indigene Jugendarbeit der Kirche

Um sein Heimweh zu stillen und auch um den Jugendlichen, die in zweiter Generation in Panama-Stadt geboren wurden, die Kuna-Kultur zu vermitteln, engagiert sich Jeroncio in der indigenen Ju-





gendarbeit der katholischen Kirche. Zwei Mal im Monat trifft sich die Gruppe zum Gottesdienst. Mit einem Bus werden die Jugendlichen in mehreren Vororten aufgesammelt und zum gemeinsamen Treffpunkt in die Kirche gefahren. Das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat fördert diese pastorale Arbeit und unterstützt die Bildung einer Gruppe für indigene Musik und Tanz.

Geleitet wird die Gruppe von Padre Félix de Lama, einem Claretiner, der selber viele Jahre auf Playón Chico gelebt hat. Kaum einer kennt die Kultur der Kuna so gut, er spricht sogar ihre Sprache, hat an vielen Zeremonien teilgenommen. „Der Padre ist ein geachteter Mann, mit dem sich unsere Sailer oft und gerne unterhalten haben“, erklärt Jeroncio. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Die Kuna haben im Laufe der Jahrhunderte viele negative Erfahrungen mit der Kirche gemacht und halten deshalb betont Abstand, nur selten lassen sich Kuna taufen, im Gottesdienst nehmen nur wenige an der Eucharistie teil.

„Padre Felix will uns nicht missionieren!“, ist sich Jeroncio sicher. „Für ihn sind Gott und *Baba y Nana* eins. Er will uns dabei unter-

stützen, unsere eigene Kultur besser zu kennen und verstehen zu lernen.“ Mit Padre Félix studieren die Jugendlichen die Babigale, das ist die Heilige Schrift der Kuna, und vergleichen sie mit der Bibel. „Die Schöpfungsgeschichte ist ziemlich ähnlich. Adam und Eva heißen bei uns *Biler* und *Bursob*. Sie waren die beiden ersten Menschen und dachten, dass sie alles mit der Erde machen dürfen, weil Gott sie ihnen geschenkt hat.“

In der Gruppe diskutieren die Jugendlichen ihren Glauben und suchen Antworten auf die Fragen, die sie bewegen. „Für mich ist der Glaube an Gott und seine Schöpfung die Grundlage meines Handelns. Er ist mein Kompass, der mir hilft, Richtig und Falsch zu unterscheiden“, sagt Jeroncio.

„Bildung ist unglaublich wichtig“, sagt Padre Félix de Lama, der Jeroncio und seine Familie zu Hause besucht. „Die meisten Inselbewohner sprechen auch heute noch kein Spanisch, geschweige denn Englisch. Früher konnten sich die Kuna noch von Einflüssen von außen abschotten, indem sie Fremde nicht auf ihrem Land duldeten. So einfach ist es heute leider nicht mehr. Die aktuellen Probleme kommen auch dann, wenn man sie nicht eingeladen hat.“

Ein Beispiel: Immer wieder werden große Pakete mit Kokain auf den Inseln angespült. Schmuggler

Abbildungen Seite 66:

Jugendliche Kuna beim Treffen der Gemeinde in Panama-Stadt (links).

Jeroncio Osorio beim Jugendtreffen der Kuna in Panama-Stadt (rechts).

Abbildung Seite 67:

Briseida Iglesias, eine weise Frau aus dem Volk der Kuna, im Gottesdienst in der Gemeinde der Kuna-Indigenen in Panama-Stadt.





aus Kolumbien transportieren die Drogen mit ihren schnellen Motorbooten über das Meer. Wenn diese von einer Polizei-Patrouille gestoppt werden, werfen sie ihre illegale Last über Bord, die dann auf den Wellen nach Gunayala schwimmt. Einige Inselbewohner wiederum können dem schnellen Geld nicht widerstehen. Sie bergen das illegale Strandgut und verkaufen es an Drogenhändler oder sogar an die Jugendlichen auf der Insel.

Klimawandel und Umweltzerstörung

Auch die zunehmende Umweltzerstörung und der Klimawandel sind Probleme, mit denen die Indigenen heute zu kämpfen haben. Viele Korallen auf den vorgelagerten Riffen, die die Inseln vor den hohen Wellen der Winterstürme schützen, sind aufgrund der gestiegenen Wassertemperatur abgestorben. Wenn wegen der Erderwärmung der Meeresspiegel weiter ansteigt, drohen die Dörfer, die oft weniger als einen halben Meter aus dem Wasser ragen, zu versinken.

In Playón Chico ziehen die ersten jungen Familien bereits auf das Festland, vor allem nach Panama-Stadt. Dort sind sie zwar vor dem Wasser sicher – dafür sind sie dort den Mücken ausgesetzt, die Malaria und andere Krankheiten übertragen. Durch die giftigen Abwässer aus den Kupferminen und die exzessive industrielle Hochseefischerei geht der Fischbestand immer weiter zurück.

Die Mehrheit der Kuna lebt noch weitgehend im Einklang mit der Natur

Sie rudern als Fischer mit ihren kleinen Einbäumen auf das Meer oder gehen als Bauern mit der Machete auf die Felder, wo sie Ananas, Kokosnuss und Maniok kultivieren. Die Dächer ihrer Häuser sind mit getrockneten Palmblättern gedeckt, wenn für den Neubau eines Hauses ein Baum gefällt werden muss, dann wird das im Kongress diskutiert und die Geister werden um Erlaubnis gefragt. „Die Indigenen sind nicht für die rücksichtslose Ausbeutung unseres Planeten verantwortlich. Aber sie sind die Leittragenden der unfassbaren Gier und Skrupellosigkeit der Anderen“, sagt Padre Félix de Lama. Um der Regierung in Panama-Stadt oder den großen Bergbau-Konzernen, die die Bodenschätze in der Region ausbeuten wollen, auf Augenhöhe zu begegnen, müssen junge Kuna sich in beiden Welten auskennen. Sie müssen ihre Rechte kennen, um sie klug verteidigen zu können.“

Jeroncio nickt. Noch weiß er nicht genau, wie sein Leben in Zukunft aussehen soll, ob er auf die Insel zurückgehen oder in der Stadt bleiben wird. „Fest steht aber, dass ich mich einbringen möchte. Ich fühle mich als Botschafter meiner Kultur. Und je besser ich das Leben hier Panama-Stadt kennen lerne, desto mehr habe ich das Gefühl, dass die moderne Gesellschaft auch etwas von uns Kuna lernen kann.“

Abbildung Seite 68:

Totenkult in der Tradition der Kuna-Indigenen: eine Kuna-Frau am Grab eines Angehörigen am Festtag Allerheiligen.

„Die Indigenen sind nicht für die rücksichtslose Ausbeutung unseres Planeten verantwortlich. Aber sie sind die Leittragenden der unfassbaren Gier und Skrupellosigkeit der Anderen.“

Padre Félix de Lama CMF, Panama



Abbildungen Seite 70:

Jeroncio Manuel Osorio mit seiner Familie vor dem Haus in einer Siedlung in Panama-Stadt (oben).

Konzentriert: Jeroncio präsentiert in einem Seminarraum der Universität seine Arbeiten (Mitte).

Feldarbeit in der Heimat: Jeroncio reißt gemeinsam mit einem Freund eine Yuccawurzel aus (unten).

Abbildung Seite 71/72:

Beim Jugendtreff der Kuna-Gemeinde in Panama-Stadt mit Claretiner-Pater Félix de Lama. Der Priester hat selbst jahrelang auf der Insel Playón Chico gelebt und kennt die Kultur der Kuna-Indigenen genau.



Jugendliche Arbeiterinnen und Arbeiter in Lateinamerika

Wie sieht der Alltag junger Menschen aus? – Von Orlando Machado

Es ist vier Uhr morgens und der Handywecker klingelt bereits zum dritten Mal. Doch Martin wird nur langsam wach. Sein Bruder, mit dem er im selben Bett schläft, stupst ihn zunächst sanft an und schüttelt ihn dann stärker. Martin schafft es, seine bleierne Müdigkeit zu überwinden und sammelt genug Energie, um sich langsam aufzusetzen und seine Füße auf den Boden zu stellen. Er gähnt, streckt sich und steht auf. Martin ist einer von 159 Millionen jungen Menschen, die jeden Tag in Lateinamerika aufstehen.

Fast täglich stellt sich in unserer Region eine grundlegende Frage: Wie sieht das Leben der Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Lateinamerika aus? Im vorliegenden Artikel wollen wir diese Frage aus der Sicht der organisierten jungen Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer beantworten.

Wie viele junge Menschen sind wir in der Region?

Amerika ist ein junger Kontinent. Nach dieser allgemeinen Feststellung ist es jedoch angebracht, einen näheren Blick auf die Entwicklung dieser Altersgruppe zu werfen. Nach Angaben des Zentrums für Demographie Lateinamerikas und der Karibik (Centro Latinoamericano y Caribeño de Demografía¹) wird bis zum Jahr 2050 die Zahl der jungen Menschen (unter 40 Jahren) auf 734 Millionen steigen, was 49 % der Gesamtbevölkerung entspricht. 2018 beträgt diese Zahl schätzungsweise 638 Millionen, das sind 65 % der Gesamtbevölkerung. Im Jahr 1950 lagen diese Zahlen bei ca. 128 Mio. bzw. 79 %. Was hat sich zwischen 1950 und den Schätzungen für 2050 verändert?

¹ Centro Latinoamericano y Caribeño de Demografía, siehe <https://www.cepal.org/es/temas/proyecciones-demograficas/estimaciones-proyecciones-poblacion-total-urbana-rural-economicamente-activa>.

Zum einen sinkt der prozentuale Anteil der unter 40-Jährigen und zum anderen nimmt die absolute Größe dieser Gruppe zu, was durch das Wachstum der Gesamtbevölkerung und den Anstieg der Lebenserwartung im genannten Zeitraum zu erklären ist. Innerhalb der Bevölkerungsgruppe, die wir Jugend nennen, können wir eine Unterteilung in verschiedene Altersstufen vornehmen: zum einen die Gruppe der Jugendlichen zwischen 15 und 19 Jahren und zum anderen die der jungen Erwachsenen zwischen 20 und 24 Jahren. Indem wir diese Unterscheidung vornehmen, können wir die Bedürfnisse der einzelnen Gruppen besser differenzieren. So benötigen die Jüngeren zum Beispiel mehr Bildungsangebote und stehen kurz vor dem Eintritt in die Arbeitswelt. Die Älteren befinden sich bereits auf dem Arbeitsmarkt und ihre Probleme haben vor allem mit den Themen Löhne, Arbeitsbedingungen und Zugang zu staatlichen Leistungen zu tun. Eine Folge der Nichtbeachtung dieser Unterschiede ist, dass die staatliche Politik tendenziell nur begrenzten Erfolg hat, beziehungsweise die Maßnahmen nicht an die Wirklichkeit angepasst sind.

Bildung der Jugendlichen und jungen Erwachsenen

Einer der grundlegenden Aspekte, die es im Bereich der jungen Menschen zu untersuchen gilt, ist das Bildungswesen. Hier können wir feststellen, dass sich in Lateinamerika die Grundschulversorgung verbessert hat. Was jedoch die weiterführenden Schulen



anbelangt, fällt diese Verbesserung geringer und heterogener aus. Im Bereich der Hochschulbildung ist der gewünschte Versorgungsgrad noch nicht erreicht worden.

Wir stellen fest, dass die Bildung in der Region mangelhaft ist, und dies spiegelt sich in den folgenden Aspekten wider:

- a) Die Lernbedingungen und das Umfeld an den Bildungsstätten sind unzureichend,
- b) Die Bildungsprozesse sind allein darauf ausgerichtet, Arbeitskräfte hervorzubringen, mit deren Hilfe die Ziele von Gewinn- und Kapitalvermehrung optimal erfüllt werden können. Bildung und Ausbildung dienen daher nicht dazu, den Menschen eine menschenwürdige Arbeit oder ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen;
- c) Das Durchlaufen der verschiedenen Stufen des Bildungssystems garantiert nicht den Zugang zum Arbeitsmarkt. Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass das Bildungsangebot in Lateinamerika von den Interessen und Wünschen der jungen Arbeitnehmer weit entfernt ist. So machen die jungen Menschen ihre Lernerfahrungen in maroden Klassenzimmern oder Räumlichkeiten, die aufgrund mangelnder Instandhaltung in einem schlechten Zustand sind. Die Lehrpläne sind veraltet und entsprechen nicht den Erwartungen der Schüler. Diese werden auch nicht über ihre Rechte als zukünftige

Abbildung Seite 73:

Jugendlicher Lastenträger auf dem Großmarkt in Caracas, Venezuela. Der Autor arbeitete selbst jahrelang auf dem Großmarkt von Maracaibo.

Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer aufgeklärt. In einigen Ländern werden Firmenpraktika weder bezahlt noch als Berufserfahrung anerkannt. Es gibt außerdem kaum Hinweise auf Organe der Mitbestimmung von Schülern und Studenten, die eine Teilhabe an den Entscheidungen der Bildungseinrichtungen ermöglichen würden. Ebenso existiert ein hohes Maß an Korruption im Bildungssystem. So werden Bestechungsgelder gezahlt, um Prüfungen zu bestehen oder einen akademischen Titel zu erlangen. Außerdem kommt es zu Missbrauch und Gewalt gegen Schüler und Studenten. Die Rahmenbedingungen fördern letztendlich auch das Abgleiten in die Kriminalität und Teenagerschwangerschaften. Eine frühe Schwangerschaft hat weitreichende Konsequenzen für die Zukunftsplanung und den Alltag der jungen Mädchen.

Wie sieht nun die Arbeitswelt der jungen Menschen aus?

Die Arbeitslosenquote von Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 15 und 24 Jahren liegt für alle lateinamerikanischen Länder zwischen 2,0 und 4,3 Mal höher als die der Erwachsenen ab 25 Jahren.

Was sagen die Jugendlichen?

„Ich heiÙe Dervis Jesús, alle nennen mich ‚El Chino‘, ich bin 17 Jahre alt und wohne in Maracaibo (Venezuela). Ich singe und improvisiere gerne mit Freunden in den Stilrichtungen Rap, Reggaeton, Vallenato und Champeta. Ich wohne in ‚Musical‘, einem Viertel am Stadtrand.

Als ich klein war, dachte ich, dass ich ein glückliches Leben haben würde. Ich lebte zusammen mit meiner Mutter, meinem Vater und meinen Geschwistern.

Alles war wunderbar, und ich wollte, wenn ich groß bin, wie mein Vater werden. Ich war ein glückliches Kind.

Doch im Alter von 7 Jahren änderte sich auf einen Schlag mein ganzes Leben. Ich erinnere mich, wie ich abends immer auf meinen Vater wartete. Doch eines Tages kam er nicht nach Hause. Ich wartete weiter, und man sagte mir, dass er ausgezogen sei und nun bei einer anderen Familie leben würde.

Erst viel später habe ich die Wahrheit erfahren. Mein Vater war an Tuberkulose erkrankt und wollte nicht bei uns sein, um uns nicht anzustecken. Er starb dann auch an dieser Krankheit und wir haben ihn nie wiedergesehen.

Danach änderte sich alles in unserer Familie. Ich erinnere mich noch an meinen ersten Arbeitstag auf dem Markt. Ich war 10 Jahre alt. Ich war mit meiner Mutter ins Stadtzentrum gefahren, wo sich der Markt Las Pulgas befindet, weil sie dort arbeitete.

Ich begann, Plastiktüten zu verkaufen. Der Markt ist so riesig, dass ich mich eines Tages verlaufen habe.

Eine Frau half mir bei der Suche nach meiner Mutter, und wir trafen dabei meinen ältesten Bruder, der betrunken war. Die Frau ließ mich dann bei meinem Bruder zurück.

Mein Bruder hat in dieser Zeit viel getrunken. Er war Alkoholiker, er trank während und nach der Arbeit. Ich erinnere mich, dass mir meine Mutter sagte: ‚Sohn, werde nicht wie dein Bruder, trinke und rauche nicht, halte dich von diesen Dingen fern‘. Und ich sagte zu meiner Mutter: ‚Ich verspreche Dir, dass

ich weder Alkohol trinken noch Drogen nehmen werde‘. Das gesamte Geld, das ich verdiente, musste ich meiner Mutter geben.

Manchmal habe ich ihr nicht alles gegeben und einen Teil in der Hosentasche versteckt. Meine Mutter fragte dann: ‚Ist das wirklich alles?‘ Sie kontrollierte anschließend alle meine Taschen und durchsuchte meine Kleidung. So fand sie schließlich das bisschen Geld, das ich für mich behalten hatte. Wir mussten alles abgeben. Ich erinnere mich noch genau daran, und ich mochte es gar nicht, wenn sie meine Taschen kontrollierte.

Nach einer gewissen Zeit begann ich, Gemüse zu verkaufen. Ich arbeitete mit einem Onkel zusammen. Aber bereits mit 13 Jahren wollte ich kein Gemüse mehr verkaufen, sondern mit dem Handkarren arbeiten, um Waren zu transportieren. Da mein Bruder als Lastenträger arbeitete, bat ich ihn, mit mir zu den Verleihern der Handkarren zu gehen und sie davon zu überzeugen, mir einen eigenen Handkarren zu geben. Und so haben wir es dann auch gemacht.

Als mich der damalige Chef des Karrenverleihs sah, sagte er zu mir: ‚Schau, du hast weder die Kraft noch die notwendige Körpergröße, diesen Karren zu schieben‘. Aber ich blieb hartnäckig und sagte, dass ich das sehr wohl könne. Ich sei auch ein Mann und alles, was er könne, könne ich auch. Ich würde es ihm beweisen. Aber er lehnte ab und vermietete mir den Handwagen nicht.

Ich musste also weiter Gemüse verkaufen. Aber ich wollte das nicht mehr tun, weil mein Onkel meinen gesamten Verdienst einbehielt und ihn direkt meiner Mutter gab. Ich arbeitete, bekam aber keinen Lohn dafür. Ich verkaufte dann Gemüse an einem anderen Stand, wo ich bezahlt wurde. Ich gab immer einen Teil des Geldes zu Hause ab, hatte allerdings auch meine kleinen Ersparnisse.

Ich hatte mir immer vorgestellt, was ich alles tun würde, wenn ich mit dem Handkarren arbeiten würde. Ich hatte ganz genaue Vorstellungen davon. Ich würde eigenständig arbeiten, verschiedene Orte des Marktes kennenlernen, neue Freundschaften schließen und gut verdienen. Als ich 15 Jahre alt wurde, ging ich erneut zu dem Ort, wo Handkarren vermietet werden, weil ich immer noch den Wunsch hatte, als Lastenträger zu arbeiten. Ich erinnere mich noch genau. Als

(Fortsetzung S. 75)

Diese Tatsache würde für sich alleine genommen kein Problem darstellen, wenn man bedenkt, dass es unter den arbeitslosen Jugendlichen sowohl Arbeitslose als auch Personen gibt, die zum ersten Mal einen Arbeitsplatz suchen. Und die Suche nach dem ersten Arbeitsplatz findet für die meisten Menschen nun einmal in der Jugend statt.

Andererseits gibt es trotz einiger Fortschritte auch weiterhin große Probleme bei der Jugend auf dem Arbeitsmarkt. Schätzungen zufolge gehören etwa 21,8 Mio. junge Menschen zur Gruppe der sogenannten *Nini*, was bedeutet, dass sie weder studieren noch arbeiten. Das entspricht 20,3 % der jungen Menschen im erwerbsfähigen Alter, 30 % von ihnen sind männlich und 70 % weiblich. Die *Nini* sind daher ausgegrenzt und haben ein hohes soziales Risiko. Darüber hinaus sind 19 % der jungen Frauen aus dieser Altersgruppe als Hausangestellte tätig, wodurch ihre Aussichten auf eine Integration in den Arbeitsmarkt stark eingeschränkt sind.

48,3 Mio. Jugendliche und junge Erwachsene arbeiten, viele von ihnen in prekären Arbeitsverhältnissen. Nur 37 % zahlen Krankenversicherungsbeiträge und 30 % sind rentenversichert. Mehr als die Hälfte (55,6 %) hat eine informelle Beschäftigung, was in der Regel mit einem niedrigen Einkommen, Arbeitsplatzunsicherheit, fehlender sozialer Absicherung und Verletzung von Arbeitnehmerrechten einhergeht.

Was die Wirtschaftssektoren anbelangt, in denen die jungen Menschen tätig sind, so setzt sich auch hier der allgemeine Trend fort, dass immer weniger Menschen in der Landwirtschaft und in der verarbeitenden Industrie beschäftigt sind. Der Rückgang in der Industrie fällt nicht so stark aus wie in der Landwirtschaft und ist eine Folge der weltweiten technischen Veränderungen und ihrer Auswirkungen auf die Arbeitsproduktivität. Im Gegensatz dazu stieg die Beschäftigung im Baugewerbe und vor allem im Handel stark an.

2011 betrug in Lateinamerika die informelle Beschäftigung außerhalb der Landwirtschaft 47,4 %. Eine genauere Analyse nach Altersgruppen ergibt, dass junge Arbeitnehmer stärker davon betroffen sind als Erwachsene. Man schätzt, dass im Jahr 2011 etwa 55,6 % der jungen Menschen zwischen 15 und 24 Jahren eine informelle Beschäftigung hatten, während der Anteil in der Altersgruppe ab 25 Jahren bei 45,6 % lag, wobei für den Zeitraum von 2005 bis 2011 für beide Altersgruppen ein rückläufiger Trend zu verzeichnen war, der bei der Jugend stärker ausfiel als bei den Erwachsenen. Ebenso kann man feststellen, dass mit einem Anteil von 56,9 % mehr junge Frauen informell beschäftigt sind als junge Männer.

Junge Frauen erhalten bei gleicher Arbeit eine niedrigere Bezahlung als ihre männlichen Kollegen. Sie arbeiten normalerweise am

(Fortsetzung von Seite 74)

ich an diesem Tag nach einem Handkarren fragte und mir der Chef des Verleihs sagte: ‚Nimm den Karren Nummer 46‘, war ich sehr glücklich. Und als ich den Bügel des Transportkarrens ergriff, hatte ich das Gefühl, die Welt in meinen Händen zu halten. Ich begann, als Lastenträger zu arbeiten. Und mein Traum wurde wahr.

Meine ganze Familie arbeitet hier auf dem Markt. Meine Schwester verkauft Kaffee und Gemüse. Sie arbeitet jeden Tag auf dem Markt.

Ich bin jetzt schon 17 Jahre alt. Die Lage ist schwierig und ich habe auch schon daran gedacht, den Markt zu verlassen. Es ist nicht so viel los und ich verdiene einfach nicht genug, um meinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Vor kurzem wurden die Mieten für die Transportkarren erhöht und das Geld reicht nicht mehr. Ich verdiene am Tag nicht einmal mehr genug, um mir einen Sack Reis kaufen zu können. Ich muss jeden Tag die Miete für den Handkarren, die Busfahrkarte nach Hause und mein Essen bezahlen. Was ich verdiene, ist einfach zu wenig. Ich habe in den letzten Tagen einige Dosen Sardinen verkauft, die ich Polizisten abgekauft hatte. Sie hatten sie mir zu einem guten Preis verkauft. Bei einigen Dosen ist zwar das Haltbarkeitsdatum schon abgelaufen, aber ich muss sie verkaufen.

Ich habe nachgedacht und möchte nicht so wie die erwachsenen oder älteren Lastenträger enden, die ihr ganzes Leben mit dem Handkarren gearbeitet haben. Sie sind dabei alt geworden und haben ihr ganzes Leben hier verbracht. Ich will das nicht. Ich möchte etwas anderes machen, vielleicht den Markt Las Pulgas oder sogar Venezuela verlassen. Als ich jünger war, habe ich Autos gewaschen. Das ist etwas, das ich auch hier oder in Kolumbien machen könnte. Eine weitere Option wäre, zum Militär zu gehen, meine Dienstjahre zu absolvieren und den Dienstgrad eines Unteroffiziers zu erreichen. Und als Unteroffizier hat man dann auch das Sagen über andere. Das wäre also eine weitere Möglichkeit, die mir gefallen würde. Man darf sich nicht gehen lassen, sondern muss selbst die Initiative ergreifen.“

Fließband und haben nur selten die Möglichkeit, in Führungspositionen zu gelangen. In vielen Fällen sind junge Frauen nicht sozialversichert und haben auch keinen Rentenanspruch, durch den sie im Alter finanziell abgesichert wären. Oft müssen sie unter gefährlichen und gesundheitsschädlichen Bedingungen arbeiten und haben keinerlei Schutzausrüstung. In den Gesellschaften dieser Länder herrscht ein patriarchalisches Modell vor, wo die Männer die Frauen in vielen Bereichen des Lebens dominieren. Junge Arbeitnehmer erhalten niedrige Löhne, die manchmal sogar unter dem Mindestlohn liegen. Aufgrund der niedrigen Bezahlung verfügen sie logischerweise auch über eine geringe Kaufkraft,

weswegen viele von ihnen einen zweiten Job haben oder weiterhin in Armut leben müssen. Junge Menschen, die im Arbeitsleben stehen, haben weniger Zeit für ihre Familie, für soziale Kontakte oder das Engagement in Jugendorganisationen, wie zum Beispiel der christlichen Arbeiterjugend (JOC).

Das weltweite System des Kapitalismus verändert das Vertrauen der jungen Arbeitnehmer in die Gesellschaft und unterwirft die Jugend den Werten des neoliberalen Paradigmas. Der Individualismus ist in der Gesellschaft und im Leben der jungen Arbeitnehmer präsent und verwurzelt, und in gewisser Weise werden die jungen Menschen getäuscht und dazu gedrängt, ihre Probleme für sich alleine zu lösen, was zu mangelnder Solidarität führt.

Wie sieht der Weg für die jungen Menschen aus?

Was sagen die Jugendlichen?

„**Ich heiße Fredy Osvaldo Ortiz**, bin 16 Jahre alt und komme aus Guatemala. Meine Mutter starb, als ich 13 Jahre alt war. Seitdem muss ich arbeiten, da ich meinen Vater nie kennengelernt habe. Ich begann mit 13 Jahren als Maurergehilfe. Mein Arbeitstag fing um 7 Uhr morgens an und endete um 17 Uhr nachmittags. Mein Monatslohn betrug 600 Quetzal, das sind ungefähr 80 US-Dollar.

Nachdem ich 2 Jahre als Maurergehilfe gearbeitet hatte, wurde ich entlassen und begann, als Straßenverkäufer zu arbeiten. Meine Arbeitszeit war von 7 Uhr morgens bis 22 Uhr nachts. Ich verdiente monatlich 320 Quetzal, was 42 US-Dollar entspricht. Diese Arbeit ist sehr anstrengend, und man wird auch ausgebeutet, weil man darauf angewiesen ist, was man am Tag umsetzt. Außerdem ist es ein gefährlicher Job, weil die Verkehrspolizei uns beklaut und diese Waren dann verloren sind.

Jeden Tag wird es schwieriger, Arbeit zu finden, und die Jobs, die wir jungen Menschen bekommen, sind die, bei denen man am meisten ausgebeutet und am schlechtesten bezahlt wird.

Ich bin derzeit ohne feste Arbeit und muss jobben, da ich bei meiner Tante wohne und auch noch für meinen Bruder Sorge. Ich hoffe, dass ich bald

eine Arbeit finde. Da ich aber minderjährig bin, ist es viel schwieriger, den Mindestlohn zu bekommen.“

„**Ich heiße Lidaynis Andrade**, bin 17 Jahre alt und wohne in Petare, einem Arbeiterviertel im Osten von Caracas (Venezuela). Ich bin Auszubildende am Instituto Nacional de Capacitación y Educación Socialista (INCES). Ich stehe morgens um 5.30 Uhr auf, dusche und frühstücke. Manchmal nehme ich das Frühstück auch mit. Ich fahre mit dem Bus, allerdings ist es schwierig, einen Bus zu bekommen, und ich muss manchmal viel Geld bezahlen. Danach nehme ich die U-Bahn. Es ist schrecklich, aber die U-Bahn ist die einzige Möglichkeit, zum INCES zu kommen. Ich bin bis 12.30 Uhr am INCES. Danach kehre ich nach Hause zurück und koche für meine jüngeren Geschwister, räume ein wenig auf, mache mich frisch und gehe dann ins staatliche Gymnasium in Chacao. Anschließend wiederhole ich den Unterrichtsstoff, mache meine Hausaufgaben und fahre um 21.00 Uhr nach Hause zurück. Der öffentliche Nahverkehr ist wie immer furchtbar. Ich komme völlig erschöpft nach Hause, gehe schlafen und am nächsten Tag fängt alles wieder von vorne an.

An den Wochenenden ruhe ich mich vor allem aus, denn es ist auch nicht mehr so einfach, mich am Wochenende mit Freunden zu verabreden.“

Verschiedene Zeugnisse und Fakten spiegeln einen Teil der nicht sichtbaren Realität der jungen Menschen in der Region wider, die für den Diskurs im öffentlichen und staatlichen Raum nicht interessant ist. Trotz dieser schwierigen Situation sind die jungen Menschen in den letzten Jahren immer stärker zu Protagonisten ihres Lebens geworden, was sich in den Entscheidungen ausdrückt, die sie in der Gegenwart für eine bessere Zukunft treffen, in der ihre Wünsche und Pläne für ein gemeinschaftliches Leben in Erfüllung gehen. Diese neue Führungsrolle der jungen Menschen spiegelt sich in drei Trends wider:

a) Engagement: Dies ist wichtiges Merkmal der Jugend. Sich zu engagieren heißt, Dinge zu verändern und die Probleme des Alltags anzugehen. Die jungen Arbeitnehmer müssen eine tragende Rolle spielen. Junge Menschen, die sich engagieren, werden zu aktiven Subjekten der Gesellschaft und stoßen grundlegende Veränderungen im gesellschaftlichen Leben ihres Herkunftslandes an. Aber sehr oft werden diese Prozesse nicht sichtbar gemacht.

b) Die Zuversicht in den Glauben der anderen: Wir stellen fest, dass dieser Glaube eng verknüpft ist mit der Hoffnung auf eine neue Zukunft und auf Veränderungen, die messbar sind. Es reicht nicht aus, zu beten, um die Träume und Hoffnungen Wirklichkeit werden zu lassen. Die Gesellschaft erfährt dieses Vertrauen, die Menschen glauben, dass sich etwas verändern kann. Doch nur tatsächliche Veränderungen lassen diesen Glauben an die Gesellschaft erstarken und geben der Jugend neue Hoffnung.

c) Sich organisieren und etwas bewegen: Nur durch gemeinsames und organisiertes Handeln kann die Jugend etwas verändern. Dieses Handeln trägt dazu bei, dass die jungen Menschen zu neuen Subjekten der Gesellschaft geformt werden, die neue Werte wie Solidarität, Verantwortung, Ehrlichkeit und Respekt gegenüber dem Gemeinwohl hervorbringen.

Die jungen Menschen kennen ihre Wirklichkeit, sie sehen die Herausforderungen der Gegenwart und wissen um ihre Wünsche und Träume, die immer noch weit weg erscheinen und in einem krassen Gegensatz zur Realität stehen. Ein menschenwürdiges Leben und ein Arbeitsplatz, der zu solch einem Leben beiträgt, ist nach wie vor der Traum der Jugend in Lateinamerika. Es bedarf neuer Paradigmen, die sich an den Kontext von heute anpassen. Es fehlt an Prinzipien, bei denen das menschliche Leben mit all seinen Facetten an erster Stelle steht. Diese Prinzipien dürfen nicht nach Rasse, Ursprungsland, Wirtschaftssystem, Religion, Hautfarbe oder Geschlecht unterscheiden.

Was sagen die Jugendlichen?

„**Mein Name ist Vinicio Hernández.** Ich bin 17 Jahre alt und lebe mit meiner Familie im Stadtteil Isla Trinitaria in Guayaquil (Ecuador). Ich habe acht Geschwister und mache momentan gar nichts, da ich auf einen Studienplatz warte. Ich habe vor kurzem das Abitur gemacht, allerdings bei der Zugangsprüfung zur Universität nicht die erforderliche Mindestpunktzahl von 700 bis 1000 Punkten erreicht, um an meiner Wunschuniversität studieren zu können. Vielleicht werde ich doch noch zugelassen, aber dann vermutlich weder in meinem bevorzugten Studienfach noch in meiner Region. Im nächsten Jahr muss ich erneut zur Zulassungsprüfung antreten.

Ich würde gerne arbeiten und nicht nur zu Hause herumsitzen und auf einen Studienplatz warten. Aber ich bekomme aufgrund meines Alters keine Arbeit. Mit einer Genehmigung wäre es möglich, aber die Firmen wollen keine Minderjährigen beschäftigen, da sie bei Arbeitsunfällen von Minderjährigen hohe Strafen zahlen müssen.“

„**Ich bin Fernando aus Guayaquil** (Ecuador), aber mein Herz ist in Esmeraldas, wo meine Familie ursprünglich herkommt. Sie hat ihre Heimat verlassen, weil es dort wenig Arbeit gibt. Ich bin 24 Jahre alt, arbeitslos, helfe allerdings meiner Mutter bei der Arbeit.

Ich will eine formelle Arbeit. Ich habe in einer Thunfischfabrik gearbeitet. Allerdings lief mein Vertrag aus, und sie haben mich nicht wieder angerufen. Ich habe Freunden die Adresse dieser Firma gegeben, damit sie dort nach Arbeit fragen. Hoffentlich bekommen sie einen unbefristeten Vertrag, denn sie haben Kinder und viele Verpflichtungen. Nach meiner Beschäftigung in der Thunfischfabrik arbeitete ich in einer Reinigungsfirma, die Wartungsdienstleistungen für Gesundheitsstationen anbietet. Aber ich habe diese Firma verlassen, weil sie nie pünktlich gezahlt hat. Es ist eine Scheinfirma, und sie schulden mir immer noch Geld. Sie sind sehr verantwortungslos.“

„La JOC es internacional“

Internationale Solidarität als Antrieb zum Einsatz für eine menschenwürdige Arbeitswelt
Von Andrea Karl und Carolin Moch, Bundesleitung CAJ

Basierend auf der intensiven Partnerschaft zwischen der Christlichen Arbeiterjugend (CAJ) in Freiburg und der *Juventud Obrera Cristiana* (JOC) in Peru engagieren sich zahlreiche junge Menschen im CAJ-Verband und versuchen auf Grundlage ihrer Lebensrealitäten eine Veränderung dieser Gesellschaft hin zu einer menschenwürdigen (Arbeits-)Welt zu erlangen. Ihre Motivation für ihr Engagement nehmen sie dabei aus der persönlichen Verbindung von Menschen in CAJ und JOC weltweit.

Junge Menschen aus den verschiedensten Ländern der Welt ziehen durch die Straßen Aachens. Sie skandieren „*La JOC, la JOC es internacional!*“ – die Christliche Arbeiterjugend ist international! Gemeinsam tragen sie die Forderungen der Christlichen Arbeiterjugend (span: JOC – *Juventud Obrera Cristiana*) anlässlich des IX. Weltrates der Internationalen CAJ in Deutschland vor und setzen sich für eine gerechte und menschenwürdige Arbeitswelt ein. Im internationalen Aktionsplan fassen die jungen Menschen ihre Lebensrealitäten zusammen und bringen all die Themen an, welche sie zusammen in internationaler Solidarität in den kommenden Jahren bis 2020 angehen wollen.

Doch nicht nur bei internationalen oder europäischen Veranstaltungen lässt sich eine Verbindung zwischen jungen Menschen in der CAJ weltweit erlebbar machen, auch vor Ort in der CAJ Deutschland spielt Internationales eine große Rolle. Einige Diözesanverbände pflegen seit vielen Jahren Kontakte zu anderen Nationalbewegungen der CAJ, so wie die CAJ Freiburg mit der JOC Peru. Diese Partnerschaft entstand bereits 1979, zunächst auf Basis materieller Unterstützung von Werkstätten, gegenseitige Einladungen nach Peru und Deutschland

folgten. Ein erster Meilenstein war das „Brillenprojekt“, bei dem die JOC basierend auf den Bedürfnissen der Menschen vor Ort ein Augenzentrum plante und Mitglieder der CAJ Brillen und Geräte beisteuerten. Darüber hinaus bereicherte der ideelle Austausch das Projekt, aber auch die darin beteiligten Menschen, indem sie voneinander lernten und ihren Horizont erweiterten. Herzstück der Partnerschaft bilden heute die rund vierwöchigen Treffen in Peru oder Deutschland, welche in der Regel alle zwei Jahre stattfinden. Grundlage bildet der Austausch über die Lebensrealitäten der Teilnehmenden. Dabei stellen sie häufig fest, dass es trotz der vielen Kilometer viele verbindende Themen wie etwa den Klimawandel oder aber die Migration gibt. Obgleich diese unterschiedliche Lebensrealitäten betreffen, wird gemeinsam überlegt, welche Schritte es braucht, um in den jeweiligen Ländern für eine bessere Welt und Gesellschaft eintreten zu können. Desweiteren ermöglicht die Durchführung von Freiwilligendiensten in Peru und Deutschland jungen Menschen, das Verständnis füreinander zu vertiefen und am konkreten Leben teilzuhaben.

In der CAJ profitieren inzwischen schon mehrere Generationen von der engen Verbindung zur JOC. Nur selten lassen die im Austausch gemachten Erfahrungen die jungen Menschen los. Während in den ersten Jahren der Partnerschaft etwa die Ausbreitung von Weltläden vorangebracht wurde, nehmen heute wie damals diese Erlebnisse Einfluss auf die Weltsicht der jungen Menschen. Im Peru-Team vernetzen sich die Jugendlichen und planen Aktionen.



Zudem bestehen viele enge persönliche Beziehungen. „Freundschaft ist unsere Kraft!“ gilt hier länderübergreifend für junge Frauen und Männer in der CAJ auf der ganzen Welt. Und das wiederum motiviert für das eigene Engagement für den Verband und damit auch für den aktiven Einsatz zur Veränderung der Gesellschaft hin zu einer menschenwürdigen Welt.

Die Partnerschaft zwischen Freiburg und Peru ist dabei nur ein Beispiel. Wo immer junge Menschen in der CAJ international in Kontakt treten, wo sich persönliche Beziehungen aufbauen und wo Erfahrungen fernab unseres Alltags gemacht werden können, wandeln sich die Wahrnehmung dieser Welt und der Wunsch zur Beteiligung an deren Erhalt und Veränderung. Und das eint wiederum uns alle, wenn wir gemeinsam als CAJ weltweit sehen, urteilen und handeln.

Christin Bruckmann, Diözesanleiterin der CAJ Freiburg und Mitglied im Peru-Team

Als Diözesanleiterin prägt unsere Partnerschaft meine Arbeit natürlich sehr. Seitdem mir bewusst geworden ist, wie groß die CAJ in so vielen Ländern ist, bin ich immer wieder mit einem riesigen Stolz erfüllt, Teil davon sein zu dürfen. Wenn ich mir überlege, wofür ich das alles mache, denke ich an die Solidarität zwischen den Mitgliedern der CAJ auf der ganzen Welt und mein Herz fängt an, schneller zu schlagen vor Freude, Glück und Stolz. Es ist schön, zu wissen, dass wir hier und dort in Peru für die gleiche Sache

kämpfen und füreinander eintreten. Obwohl unsere Lebensrealitäten sehr unterschiedlich sind, haben wir auch viel gemeinsam. Das ist mir besonders aufgefallen, als wir 2017 bei einer Austauschreise in Pucallpa waren und mit den Leuten aus der CAJ in ihren Familien gewohnt haben. Dort haben wir gesehen, wie hart die Verhältnisse sind, in denen sie leben. Trotzdem wurden wir alle so herzlich aufgenommen, dass wir uns als Teil der Gemeinschaft fühlten. Das war einfach nur unglaublich!

Andreas Martin, Mitglied der CAJ Freiburg

Bevor ich vor etwa 15 Jahren in Kontakt mit der Partnerschaft kam, war Peru mir kein Begriff. Als uns dann 2003 eine Gruppe junger Menschen besuchte, änderte sich das und mit einem eigenen Besuch in Peru wurde meine anfängliche Faszination auch mit einer Erkenntnis verstärkt: Das Leben, das ich führe,

Abbildung Seite 79:

Teilnehmende des Austausches zwischen CAJ und JOC in Peru 2017; mit auf dem Bild Christin Bruckmann (2. v. r. vorne) und Segundo Castrejón (3. v. l. vorne), die beide in diesem Bericht zu Wort kommen.

ist nicht selbstverständlich!

Das heißt zum einen: Ich muss die Dinge um mich herum wertschätzen und würdigen. Meine eigenen Probleme wirken klein gegen das, was andere ertragen müssen. Für mein persönliches Leben gab mir das: Demut.

Das heißt aber auch: Wenn Menschen anders leben können als wir, dann ist unser Leben auch veränderbar. Ansichten, Gewohnheiten und Zustände, die auf dem ersten Blick wie in Stein gemeißelt wirken, lassen sich mit viel Arbeit verändern. Für meine politische Arbeit gab mir das Hoffnung.

Letztendlich bin ich aber so lange bei der Partnerschaft geblieben wegen der Menschen, die ich durch sie kennenlernen durfte! Menschen aus Peru und Deutschland, die zusammenarbeiten und sich engagieren: Freundschaft.

Segundo Castrejón Villanueva, ehem. Freiwilliger in Deutschland

Mir ist es wichtig, mich in der Gesellschaft einzubringen. Als ich in Deutschland bei der CAJ war, habe ich festgestellt, dass es dort wie auch hier in Peru viele Dinge gibt, die wir verändern müssen. Auch

wenn sich unsere Lebensrealitäten stark unterscheiden, können wir uns dabei gegenseitig unterstützen. Das macht es so großartig, dass wir auf der ganzen Welt organisiert sind, um für unsere Rechte einzustehen und für eine bessere Welt zu kämpfen.

Der Freiwilligendienst in Deutschland hat mein Engagement in Peru unglaublich gestärkt. Ich habe das Gefühl, jetzt eine festere Grundlage für mein Engagement zu haben. Meine Verantwortung in der JOC ist für mich so wichtig geworden, dass ich mir immer Zeit nehme, um mit meiner Basisgruppe oder auch auf National-ebene Aktionen durchzuführen. Mein Ziel ist es, mehr Jugendliche zur JOC zu holen und zu organisieren, damit wir gemeinsam unsere Realität verändern können.

Abbildung Seite 80:

Junge Frauen und Männer in der CAJ aus der ganzen Welt treten gemeinsam für ihre Forderungen ein.

Abbildung Seite 81:

Andreas Martin ist bereits seit vielen Jahren in der Partnerschaft mit Peru aktiv.



„Weltkirchliche Partnerschaften bereichern beide Partner in vielfacher Hinsicht, sie beleben die Gemeinden und Diözesen, sie helfen, lebendige Kirche zu sein.“

Erzbischof Dr. Ludwig Schick, Vorsitzender der
Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz



Die bevorzugte Option für die Jugend

Jugendpastoral in Lateinamerika und dem karibischen Raum

Von Thomas Wieland

Dieser Beitrag¹ widmet sich der bevorzugten Option der Kirche für die Jugend, die die Bischöfe Lateinamerikas spannungsreich als zweite Option neben die bevorzugte Option für die Armen stellten. Angesichts dieser Option soll die Situation Jugendlicher in Lateinamerika und in der Karibik skizziert und auf Tendenzen eingegangen werden. Ausgewählte Aspekte der Artikulation der Jugendpastoral auf Kontinentalebene werden dargestellt und kommentiert. Jugendliche und eine Initiative der Jugendpastoral kommen exemplarisch zur Sprache.

Die III. Generalversammlung der lateinamerikanischen Bischöfe formulierte im mexikanischen Puebla 1979 zwei Optionen: die bevorzugte Option für die Armen und die für die Jugend². Junge Menschen werden als besonders wichtige und dynamisierende Subjekte in der Kirche wahrgenommen. Es geht nicht darum, sie als Objekte kirchlicher Zuwendung zu beschreiben. Jugend ist die einzige Lebensetappe, die eine Würdigung dieser Art erfährt³. Das ist nicht selbstverständlich. In Glaubensgemeinschaften steht eher den Betagten, Ältesten, Presbytern ein bevorzugter Platz zu. Sie vermögen, gesättigt mit Lebenserfahrung, die Welt mit ihren Konflikten und Herausforderungen zu deuten. Sie schöpfen aus gemeisterten Situationen, eigenem Scheitern, religiöser Praxis und dem Studium der heiligen Schriften Rat für das Leben anderer. Sie verbinden so überzeugend Glauben und Leben. Menschen mit viel Lebenserfahrung kennen die biblische Tradition und die ursprünglichen Kulturen Lateinamerikas.

Die Kirche Lateinamerikas und der Karibik sieht dagegen Jugend als zentrale Altersgruppe für Kirche und Gesellschaft, als „große, neue und drängende Kraft“⁴. „Jugendliche stellen einen sensiblen Teil der Gesellschaft dar. Sie sind Seismographen für gesell-

schaftliche Wandlungsprozesse in der Ambivalenz von Erleiden und Gestalten. [...] Jugendliche leben aus Perspektiven, welche das Kom-mende bereits vorwegnehmen.“⁵ Offensichtlich geht es der Kirche in Lateinamerika nicht in erster Linie um den Erhalt des Bestehenden, nicht um die Pflege von Traditionen, sondern um die Anziehungskraft des Reiches Gottes, die beständig zum Aufbrechen auffordert.⁶ Offensichtlich schreibt man Jugendlichen zu, die Kirche nicht zur Ruhe kommen zu lassen und sie damit an ihre Aufgabe zu erinnern.

Jung sein in Lateinamerika und der Karibik

„Jung sein ist eine Explosion, ist Gefühl, Kreativität, Energie, Freude, Veränderung, Rebellion. Wir sind Jugendliche mitten in einer komplexen Welt, die sich mit Lichtgeschwindigkeit bewegt, in der die Beziehungen, die man herstellt, nicht immer logisch sind, Verschiedenheit das Leben prägt und dem Wissenshunger und der immer präsenten Frage Sinn gibt.

Wir sind kein homogener Körper. Es gibt nicht eine Wirklichkeit, die uns ausmacht und definiert. Es gibt sie auch dann nicht, wenn man uns – wie so oft – in Rahmen zwingen, mit Hinweisschildern versehen, als Stereotypen und Prototypen beschreiben möchte. Diese werden außen geschaffen, oben, in der Welt der Erwachsenen, und von einer Stimme gesprochen, die nicht unsere ist.“⁷

Eine Stimme von außen sagt, dass in „der europäischen Tradition [...] Jugend vor allem als psychosozialer Schonraum, als fest umrissene



und geregelte Übergangsphase im Sinne eines ‚sozialen Moratoriums‘ verstanden“⁸ wird. Allgemein anerkannt sei, „dass sie als gesellschaftliches und kulturgeschichtliches Phänomen zu verstehen ist, das [...] in anderen Kulturkreisen so nicht zu finden ist“.⁹ Bei Jugend handle es sich um Verhaltensformen, die vor allem als ein Ergebnis der modernen Industriegesellschaft anzusehen sind.

Es bleibt die Frage, ob es ein Verständnis für Jugend in Lateinamerika und im karibischen Raum gibt, und wenn ja, welches es ist. Man denkt dabei an junge Menschen aus den Mittelschichten, aber auch an Jugendliche in Armut. Welche, die frühzeitig für Einkommen sorgen müssen, sei es als Tagelöhner auf dem Land oder in der täglichen Suche nach dem Lebensnotwendigen in den Großstädten, dem „Rebusque“. Existiert „Jugend“ für junge Frauen und Männer, die sich in den Reihen des Militärs, der Spezialeinheiten der Polizei, der illegalen bewaffneten Verbände, der Sicherheitsfirmen und der Gruppen der organisierten Kriminalität finden? Gibt es Jugend für junge Frauen, die – selbst noch nicht erwachsen – ohne Unterstützung der Väter Verantwortung für eigene Kinder tragen? Gibt es eine Jugend für Teenager, die migrieren: junge Menschen, die aus den Wäldern des kolumbianischen Pazifikraumes vor Gewalt fliehend nach Osten in die Anden-Städte aufbrechen. Jugendliche, die in Mittelamerika auf den Zug *La Bestia* aufspringen und, um den Drohungen der Banden zu entkommen, Richtung USA reisen. Junge Leute, die in Nusschalen Kuba verlassen und aus Sehnsucht jenseits des karibischen Meeres ihr Lebensglück im Westen suchen. Junge Menschen, die sich

vom Hunger getrieben aus Haiti nach Süden bewegen. Sie landen im brasilianischen Amazonasgebiet oder in Chile. Alle sind auf der Suche nach einem Stück Himmel. Sie finden nicht selten die Hölle. Gibt es also Jugend für die Mehrheit der jungen Lateinamerikanerinnen und -amerikaner?

Natürlich. Es sind Jugendliche mitten in einer komplexen Welt. Menschen im Alter zwischen 15 und 29 Jahren¹⁰, vielfältig, alles andere als homogen. Doch nur ein Teil von ihnen erfährt einen Schonraum, in dem sie sich bilden, ausprobieren, gemeinsam artikulieren können¹¹. Viele sind Situationen ausgesetzt, die man keinem Erwachsenen zumutet, weder in Lateinamerika noch in Europa. Viele sind dem Tod näher als dem Leben, näher der Versklavung als einer selbst gestalteten Zukunft. Die kirchliche Option für die Jugend ist somit auch eine Konkretisierung der Option für die Armen.

Die lateinamerikanischen Gesellschaftswissenschaftler Klaudio Duarte Quapper und Boris Tobar Solano verstehen unter „jugendlich [...] die sozialen und

Abbildung Seite 83:

Jugendliche aus der Pfarrei „Nossa Senhora da Glória“ in Rio de Janeiro beim Weltjugendtag 2013.

(gegen-)kulturellen Ausdrucksformen, die die soziale Gruppe Jugend entwickelt – das in all ihrer Pluralität. Sie gestaltet die Spannung zwischen den Erwartungen der Erwachsenenwelt in Bezug auf soziale Integration und eigenen Vorstellungen, die man kontinuierlich schafft und die in der Regel nicht mit dem übereinstimmen, was angeboten bzw. gefordert wird. Das Jugendliche zeigt sich als soziokulturelle Konstruktion, zu der die verschiedenen Akteure ihre Weltansichten und Kriterien beitragen, in einer Spannung, die jedes Individuum und seine Gruppe lösen.“¹²

Die Option für die Jugend der Regierungen Lateinamerikas

Viele der lateinamerikanischen und karibischen Staaten widmeten sich in den letzten Jahrzehnten dem Thema „Jugend“. Sie schufen in Folge des internationalen Jahres der Jugend 1985 Institutionen und Programme, die „Partizipation, Entwicklung und Frieden“¹³ zugunsten von Jugendlichen fördern sollten. 2006 wurde die Konvention der Jugendrechte der iberamerikanischen Staaten, zu denen auch Portugal und Spanien zählen, verabschiedet. Bisher unterschrieben sie neun lateinamerikanische Länder, sechs weitere ratifizierten die Konvention. Mit dem iberamerikanischen Jugendjahr 2008 wurden die Initiativen vermehrt und der Begriff Jugend stärker an den der Entwicklung geknüpft (*juventud y desarrollo*)¹⁴. Vorbereitet und begleitet werden Maßnahmen von zahlreichen Studien: Ende der 80er Jahre wählte man zur Beschreibung der Situation Jugendlicher Paradoxien, die offensichtlich, wenn auch mit veränderten Schwerpunkten, noch immer geltend 2008 von der Lateinamerikanischen Wirtschaftskommission CEPAL aufgegriffen wurden und in den Folgejahren durch Einzelstudien in ihren Akzenten Bestätigung fanden. Die Herausforderungen für junge Menschen lauten trotz vieler positiver Entwicklungen in den Feldern Wirtschaft, Gesundheit, Bildung und Demokratie: Armut, Ungleichheit, Arbeitslosigkeit, Gewalt in verschiedenen Formen und eine gewisse Unsichtbarkeit ihrer Beiträge für die Gesellschaft. Es wird konstatiert: Junge Menschen „haben einen besseren Zugang zu Bildung und einen schlechteren

zum Arbeitsmarkt; verfügen über besseren Zugang zu Informationen und ein Defizit bei ihrer Einbeziehung in jeder Hinsicht; streben nach Autonomie und sind durch ihre Not, wirtschaftlich überleben zu müssen, eingeschränkt; sie genießen eine bessere Gesundheit, was wiederum verhindert, ihre spezifischen Gesundheits- und Lebensgefahren wahrzunehmen; sie sind besser auf Transformationsprozesse vorbereitet, Millionen von ihnen leben gleichzeitig von der Gesellschaft ausgeschlossen; sie verteidigen das Recht auf eine gesunde Umwelt und erben eine, die verwüstet und zerstört ist.“¹⁵ Jugendliche sollen deswegen – so die Regierungen – verstärkt teilhaben und Demokratie und Wirtschaft voranbringen. Häufig findet der „demografische Bonus“ Erwähnung. Der entsteht, wenn – wie in Lateinamerika und der Karibik – die Geburtenraten sinken und mit den Jahren der Anteil der Erwerbstätigen an der Gesamtbevölkerung zunimmt. Damit dieser Bonus wirtschaftlichen Fortschritt bringt, müssen Bildung, Wirtschaftspolitik und gute Regierungsführung ineinander greifen. Die lateinamerikanischen Regierungen formulierten eine Option für die Jugend: „In die Jugend muss investiert werden.“¹⁶ Das ist auch gut so! Trotz Initiativen, um Jugendliche zu fördern und einzubinden¹⁷, artikulieren sich allerdings viele außerhalb gesellschaftlicher Strukturen, z. B. in Jugendbanden¹⁸. Die hohe Zahl an Auswanderern¹⁹ oder Jugend-Demonstrationen spricht ebenso dafür, dass diese Maßnahmen nur begrenzt greifen. Offensichtlich sind viele Jugendliche von einer utilitaristischen Färbung einer Option für sie nicht wirklich überzeugt.²⁰ Mit der in Puebla formulierten Option für die Jugend griffen die Bischöfe pastorale Praktiken und Reflexionen auf, die sich seit 1968 infolge der II. Generalversammlung in Medellín entwickelt hatten. 1992 in Santo Domingo und 2007 im brasilianischen Aparecida wurde die Option bestätigt. 2013 gab der CELAM das 393 Seiten starke Dokument „Zivilisation der Liebe – Projekt und Mission“²¹ als Folge eines strukturierten Beteiligungsprozesses von Jugenddelegierten, Seelsorgern, Bischöfen und Fachleuten heraus. Die Verfasser sprechen von epochalen Veränderungen in der Wahrnehmung von Wirklichkeit und ihrer Kommunikation. Daraus ergeben sich Gräben zwischen den Welten Erwachsener und denen der Jugendlichen. Betrachtet werden vier Wahrnehmungs- und Handlungsmuster, Paradigmen: **Jugend, wahrgenommen als Vorbereitung auf das Leben.** Jugendliche sind nach diesem Paradigma die Zukunft, nicht aktiver Teil der gegenwärtigen Gesellschaft. Hier verorteten die Autoren das Konzept von Jugend als „psychosozialen Schonraum“ und kritisieren es mit der Pädagogik von Paulo Freire und der Zusage Gottes an den jungen Jeremia: „Sag nicht: Ich bin noch so jung“ (Jer. 1,6–10).

Jugendliche befinden sich in einer problematischen Lebensetappe, sie rufen Konflikte hervor, bringen sich und andere in Gefahr, respektieren weder Regeln noch Bewährtes. Die Autoren konstatieren: „Dieses Paradigma, Jugend zu sehen, zu studieren und mit ihr zu arbeiten, respektiert und liebt sie nicht.“²²

Jugend ist Potenzial für Transformationen, auf ihr ruht die Hoffnung für notwendige soziale Veränderungen. Dieses Paradigma ist auch in kirchlichen Dokumenten verbreitet, tendiert allerdings dazu, Jugendliche für eigene Interessen und Wünsche zu instrumentalisieren.

Menschen im Jugendalter sind als Subjekte Träger von Rechten auf dem Weg zur Autonomie. Dieses Paradigma steht für Persönlichkeitsentwicklung, Gruppenprozesse und Organisation. Die Verschiedenartigkeit von Jugendkulturen wird ernst genommen, Bildungsprozesse sind zentral und müssen integral geschehen, Begleitung durch Erwachsene und die Pflege einer Erinnerungskultur sind wichtige Bausteine. Vorrang hat die Entwicklung eines Lebensprojektes. Methodisch setzt man bei Erfahrung und Realität an. Entfaltet ist dieses Paradigma beispielhaft in den pastoralen Leitlinien zur Jugendpastoral der brasilianischen Bischofskonferenz²³. Die gesamte lateinamerikanische Jugendpastoral will sich davon leiten lassen, so die Autoren.²⁴

Ein Paradigma wird in diesem Kapitel nicht eigens diskutiert, steht aber am Anfang des Dokumentes: „Der Horizont unseres Weges sind die Jugenden (las juventudes) selbst, insofern sie Locus Theologicus, ein theologischer Ort sind, an dem Gott wohnt.“²⁵ Der paraguayische Sozialwissenschaftler, Theologe und Vizebildungsminister Gerardo Gómez ergänzte diesen Satz bei einem Treffen mit Firmlingen in Essen: „Ort, an dem Gott wohnt, seid ihr nicht, weil ihr fromm lebt, zur Kirche geht oder euch besonders gut verhaltet, sondern weil ihr Jugendliche seid.“

Anhand der Paradigmen lässt sich die Haltung, mit der Erwachsene Jugendlichen begegnen oder mit der Jugendliche in der Kirche sich selbst wahrnehmen, einer Prüfung unterziehen. In diesen Haltungen liegt jenseits ausgefeilter Theorie und Methodik oft der Grund für Scheitern oder Gelingen von Jugendpastoral. Die Paradigmen könnten als Evaluationsinstrument zur Bewertung von Initiativen der Jugendpastoral nützlich sein.

Mit dem Dokument „Zivilisation der Liebe – Projekt und Mission“ legte der CELAM 2013 einen reichhaltigen Text vor, der im ersten Teil – nach dem klassischen Dreischritt die Etappe „Sehen“ – gründlich und verständlich relevante Aspekte der Realität beschreibt: die Veränderungen in der Konstruktion von Identitäten und die Bedeutung der Innerlichkeit und des Körpers, die Relativierung von Zeit und Raum durch Digitalisierung und Globalisierung und die Bedeu-

tung der Familie. Nach den sozioökonomischen und politisch-gesellschaftlichen Entwicklungen werden Bildung, Armut, Arbeitslosigkeit, Gewalt, Biodiversität und Ökologie, Aids, Drogen, Alkohol und Prostitution ausgeführt. Im nächsten Teil – klassisch die zweite Etappe des „Urteilens“ – kommt eine im II. Vatikanum und den Texten der lateinamerikanischen Bischöfe verortete Gotteslehre, Anthropologie und Ekklesiologie zur Darstellung, die ihre Bestätigung im Zeugnis vieler Christinnen und Christen findet, derer als Märtyrer gedacht wird. Anschließend werden Handlungsoptionen vorgestellt.

Ein Beispiel aus Kolumbien

Inwieweit das CELAM-Jugend-Dokument in Pfarreien und Diözesen wirkt, steht trotz seiner partizipativen Entwicklung auf einem anderen Blatt. Kreative Formen kirchlicher Jugendpastoral finden sich häufig außerhalb von Pfarreien mehr im Kontext der Orden oder ganz außerhalb kirchlich verfasster Strukturen.²⁶ Von jugendpastoralen Erfahrungsräumen haben 22 Initiativen basisgemeindlicher Prägung aus den Armenvierteln der kolumbianischen Städte Bogotá, Cali, Medellín, Cartagena und Buenaventura sowie aus dem ländlichen Raum Treffen zur jugendlichen Theologie systematisiert.²⁷ Darunter sind durch Ordensfrauen angeregte Jugendinitiativen, die an Schulen, in Pfarreien, an Universitäten und Kulturzentren sowie in einem Jugendzirkus verortet sind. Sie entstammen dem katholischen und einige dem mennonitischen Kontext. Zu ihnen gehören junge Frauen und Männer afroamerikanischer, indigener, großstädtischer, studentischer oder bäuerlicher Herkunft. In der Systematisierung ihrer Prozesse, veröffentlicht unter dem Titel „Ich bin jung, glaube an Gott ... und jetzt?“ beschreiben sie Prozess und Inhalt einer Jugendtheologie, die als Kommentar zum Dokument des CELAM gelesen werden kann, auch wenn sie unabhängig voneinander entstanden. In dieser Systematisierung wird sichtbar, wenn Jugendliche als *locus teológicus* ernst genommen werden, wenn man davon ausgeht, dass sich Gott in ihnen zeigt, wenn sie als Subjekte Träger von Rechten auf dem Weg zur Autonomie sind. Sichtbar wird ein Artikulationsprozess, der

integrale Bildungsprozesse beschreibt und Theologie formuliert und damit sicher auch Lehramt und akademische Theologie zu Gespräch und respektvoller Begleitung herausfordert. Aber das wünscht sich ja der CELAM seit Jahrzehnten.

Perspektiven

„Für eine neue Generation von Theologinnen und Theologen, die mit Menschen aus den einfachen Volksschichten verbunden und in deren Prozessen, Ausdrucksweisen und Alltag verortet sind, öffnet sich ein Feld. Sie sind dabei, eine Theologie zu entwickeln, die vitaler, einfachen Menschen näher, existentieller, narrativer, ökumenischer und laikaler ist.“²⁸

In der Systematisierung des Prozesses zur Jugendtheologie ist diese neue Generation zu hören. Sie ist Teil des organischen Prozesses, der sich auf Kontinentalebene, analog zu den Texten des CELAM, artikuliert und Antwort auf die Herausforderungen gibt, denen sich junge Menschen in all ihrer Vielfalt gegenüber sehen. Gleichwohl gilt es weitere Schritte zu gehen²⁹: Zum Beispiel sollen die vertiefte Einbeziehung von Ergebnissen der Jugendforschung, der Austausch mit anderen hermeneutischen Zugängen zur Bibel und die Entwicklung weiterer Methoden und einfacher Materialien der Bibelarbeit geschehen. Nach Bearbeitung ruft, dass Jugendtheologie Herausforderungen für und Spannungen mit der verfassten Kirche, Herkunftsfamilien der Jugendlichen und akademischen Theologie mit sich bringt. Die Artikulation der Spiritualität, mit ihren verschiedenen künstlerischen Formen, öffnet ein weites Feld für viele junge Menschen, die nach Raum suchen, in dem sie ihre Erfahrung mit Gott ausdrücken können. Die komplexen Lebenswirklichkeiten junger Menschen bedürfen ebenfalls der Vertiefung und der permanenten Aktualisierung. Handfeste Schritte zur Sicherung der materiellen Lebensgrundlage junger Leute müssen im Blick bleiben. Ebenso braucht es Reflexionen zum Verhältnis von Theologie und Pädagogik, die seit dem II. Vatikanum in Lateinamerika einen gemeinsamen Weg zugunsten der Armen zurückgelegt haben. „Die verschiedenen Methoden haben dazu beigetragen, sowohl die Theologie als auch die Pädagogik ‚eigen‘, ‚original‘ und ‚neu‘

zu gestalten, damit das Innere (intus) der kollektiven Subjektivitäten Ausgangs- und Zielpunkt werde.“³⁰ Prozesse, die Identität und Integrität stärken, werden über Lateinamerika hinaus in ihrer Bedeutung für die Armutsbekämpfung immer mehr betont, ohne die strukturellen Ursachen von Armut zu vernachlässigen.³¹ Ohne Spiritualität und Gebet, Tanz und Theater, die Persönlichkeits- und Herzensbildung verzwecken zu können, sind sie Wege, auf denen Gott sein befreiendes Handeln an Menschen verwirklicht.

So hat die bevorzugte Option für die Jugend³² befreiende Impulse des Evangeliums aufgegriffen und erkenntnis- und handlungsleitend Prozesse in Gang gebracht. Papst Franziskus' Worte an die jungen Leute, von den Balkonen herunterzusteigen, sich ins Leben einzumischen und für Unruhe zu sorgen („*hagan lío*“), ermutigen. Noch lange sind nicht alle Konsequenzen dieses Prozesses absehbar. Die Option für die Jugend hat einen Weg eröffnet. Es lohnt, ihn weiterzugehen.

Anmerkungen

- 1 Der vorliegende Beitrag ist die gekürzte Fassung eines Fachbeitrags von Thomas Wieland: Jugendpastoral in Lateinamerika und dem karibischen Raum. In: Gmainer-Pranzl, Franz; Lassak, Sandra; Weiler, Birgit (Hg.): Theologie der Befreiung heute. Herausforderungen – Transformationen – Impulse. Salzburger Theologische Studien 57. Innsbruck-Wien 2017, S. 431–448.
- 2 Lateinamerikanischer Bischofsrat CELAM: „Die Evangelisierung Lateinamerikas in Gegenwart und Zukunft. Dokument der III. Generalkonferenz des lateinamerikanischen Episkopats in Puebla, 13. Februar 1979.“ In: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz: Stimmen der Weltkirche 8, Bonn o.J., S. 166–176.
- 3 Zur Frage der Lebensalter siehe: Lefebvre, Solange; Ross, Susan: „Lebensalter und christliche Erfahrung.“ In: Zeitschrift Concilium. Jahrgang 43/2007, Heft 5, S. 509–513.
- 4 CELAM: „Die Kirche in der gegenwärtigen Umwandlung Lateinamerikas im Lichte des Konzils. Botschaft an die Völker Lateinamerikas. Dokument der II. Generalkonferenz des lateinamerikanischen Episkopats in Medellín, 6. September 1968.“ In: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz: Stimmen der Weltkirche 8, Bonn o.J., S. 38.
- 5 Eckholt, Margit: „Option für die Jugend – Lateinamerikanische Jugend im Sog der Globalisierungsprozesse.“ Herausgegeben zusammen mit Peter Hünemann, München, 1998, S. 13.
- 6 Siehe zu diesem Thema auch: Fuchs, Ottmar: „Prophetische Kraft der Jugend? Zum theologischen und ekklesiologischen Ort einer Altersgruppe im Horizont des Evangeliums.“ Freiburg (Lambertus-Verlag), 1986.
- 7 Espitia, Maria Eugenia; Acosta, Wilson Armando; Vargas Reina, Jennifer; Cespedes Siabato, María Helena: „Soy Joven, Creo en Dios ... ¿Y Qué? – Miradas de teología y espiritualidad juvenil, sistematización de saberes.“ Bogotá, 2008, S. 139. Sämtliche Zitate aus diesem Buch sind eigene Übersetzungen.

- 8 Neuser, Heinz: „Die Bedeutung der Jugendproblematik im soziokulturellen Kontext Lateinamerikas – Herausforderung für die Gesellschaft und die Entwicklungszusammenarbeit.“ In: Eckholt, Margit; Hünermann, Peter (Hg.): „Option für die Jugend – Die lateinamerikanische Jugend im Sog der Globalisierungsprozesse.“ München, 1998, S. 283–304. S.286.
- 9 Affolderbach, Martin: Artikel „Jugend“. In: „Theologische Realenzyklopädie, Band XVII.“ Berlin/New York 1988, S. 409–423. S. 409
- 10 Für die Vereinten Nationen gelten Menschen im Alter von 15–24 Jahren als Jugendliche. In der Eingrenzung unterscheiden sich lateinamerikanische Staaten untereinander und wiederum mit ihren kontinentalen Organisationen, es kommt sogar vor, dass in ein und demselben Dokument verschiedene Alterskohorten betrachtet werden. Siehe „Entwurf Adveniat-Strategiepapier: Umsetzung der Option für die Jugend in der Projektarbeit.“ Unveröffentlicht. Essen 2012.
- 11 Ein Überblick bei: Huhn, Michael: „Ich will Zukunft! – Jugenden in Lateinamerika“ In: Bischöfliche Aktion Adveniat e.V.: „Hoffnung auf eine bessere Zukunft – Jugend in Lateinamerika.“ (Kontinent der Hoffnung) Essen, 2014.
- 12 Duarte Quapper, Klaudio; Tobar Solano, Boris: „Rotundos invisibles: Ser jóvenes en sociedades adultocéntricas.“ La Habana, Caminos Teológicos, 2003. S. 27. Zitiert nach „Soy joven ...“ S. 104.
- 13 Motto des Internationalen Jahres der Jugend 1985.
- 14 Siehe Plesnicar, Natalia Lorena: „El discurso de la OIJ sobre la participación de la juventud en el desarrollo (1980–2000).“ In: Zeitschrift RITA – Revue Interdisciplinaire de Travaux sur les Amériques, No. 4, Dezember 2010. <http://www.revue-rita.com/traits-dunion-thema-59/el-discurso-de-la-oij-sobre-la-participacion-de-la-juventud-en-el-desarrollo-1980-2000.html> (Stand: 2. Mai 2015).
- 15 Wirtschaftskommission für Lateinamerika und die Karibik (CEPAL): „La Juventud en Iberoamérica – Tendencias y Urgencias.“ Santiago de Chile, 2004, S. 17–20 http://www.oij.org/file_upload/publicationsItems/document/20120420162808_82.pdf, (Stand: 08.08.2015). Die Paradoxien der Situation jugendlicher 2008 sind erneut aufgegriffen in: Iberoamerikanisches Generalsekretariat (SEGIB); Iberoamerikanische Jugendorganisation (OIJ): „Juventud y Desarrollo. Nuevos Desafíos con las y los Jóvenes de Iberoamérica. Documento de Trabajo.“ 2008. S. 10. http://www.oij.org/es_ES/publicacion/2008-nuevos-desafios-con-las-y-los-jovenes-de-iberoamerica (Stand: 07.08.2015 – Eigene Übersetzung).
- 16 Bevölkerungsfonds der Vereinten Nationen UNFPA/CEPAL: „Informe regional de población en América Latina y el Caribe 2011: invertir en juventud.“
- 17 Im Dezember 2015 organisiert die damalige brasilianische Regierung den 3. nationalen Jugendkongress mit rund 1.200 Delegierten zur Orientierung der Jugendpolitik und um Perspektiven der jungen Generation in verschiedene Politikfelder einzubringen. Brasilien wollte sich international als beispielgebend für partizipative Politik darstellen. Die gegenwärtige politische Situation steht diesem Ansinnen leider diametral entgegen.
- 18 Rocha Gómez, José Luis: „Pandillero: la mano que empuña el mortero.“ In Zeitschrift: *Envío*, Nr. 216/2000, <http://www.envio.org.ni/articulo.php?id=994> (Stand: 13.08.2015). Nach Rocha korrespondieren Jugendbanden mit der wirtschaftsliberalen Logik und bilden keinen Kontrast zu ihr.
- 19 Rocha Gómez, José Luis: „Hospitality as Civil Disobedience.“ In: Zeitschrift *Peace Review: A Journal of Social Justice*, Vol. 26, Ausgabe 2, 2014. S. 185–191. Rocha deutet John Rawls Theorie der Gerechtigkeit folgend den undokumentierten Grenzübertritt und die Gesten der Gastfreundschaft als legitime Aktive zivilen Ungehorsams.
- 20 Jubinville CSSp, Pierre: „Escenarios y sujetos emergentes en la realidad socio-cultural de la Vida Consagrada.“ In: Konföderation der Ordensleute CLAR: *Memorias – Congreso de Vida Consagrada – 18.–21. Junio 2015.* Bogotá, 2015, S. 27–41. Bischof Pierre Jubinville kommentiert diese „etwas merkantile Sicht auf die Jugend“. Siehe S. 29.
- 21 CELAM: „Civilización de Amor – Proyecto y Misión. Orientaciones para una Pastoral Juvenil Latinoamericana“. Bogotá, 2013. Sämtliche Zitate daraus sind eigene Übersetzungen.
- 22 CELAM: „... Proyecto y Misión“ aaO., Artikel 20, S.29f.
- 23 Siehe: Brasilianische Bischofskonferenz – Conferência Nacional dos Bispos do Brasil (CNBB): „Evangelição da Juventude. Desafios e perspectivas pastorais.“ Brasília, 2007.
- 24 Eine Nähe besteht zu „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“. In: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland: „Beschlüsse der Vollversammlung.“ Freiburg, Basel, Wien 1976. S. 288–311.
- 25 CELAM: „... Proyecto y Misión“ aaO., Artikel 2, S. 18.
- 26 Projektgruppe zur Umsetzung der bevorzugten Option für die Jugend in der Projektarbeit bei Adveniat: Befragung von 72 kirchlichen Institutionen (Bischöfs- und Ordensleutekonferenzen, Jugendpastoralinstitute, pastorale Praktiker).
- 27 Das Theologenteam von Dimensión Educativa organisierte in Vorjahren bereits Systematisierungen theologie-bildender Prozesse: Equipo de Teología de Dimensión Educativa: „Hemos Vivido y Damos Testimonio – Teología Popular – Comunidades Eclesiales de Base.“ Bogotá 1988.
- 28 Equipo de Teología Popular: „Teología a Pie – Entre Sueños y Clamores. Sistematización de Teología Popular.“ Bogotá 1997, S. 28 (eigene Übersetzung) auch zitiert in „Soy Joven...“ S. 98.
- 29 Siehe: „Soy Joven ...“ aaO., S. 173–178.
- 30 Torres Millán, Fernando: „Educación Popular: Crear y Creer la Liberación. Lectura de un Proceso.“ In: Corpas de Posada, Isabel (Hg.): „Pueblo de Diós: Miradas y Caminos – Vaticano II y Teología de Liberación.“ Bogotá, 2014, S. 199–218. S. 217.
- 31 Siehe: Sedmak, Clemens: „Armutsbekämpfung – Eine Grundlegung.“ Wien – Köln – Weimar, 2013.

„Auf der Suche nach einem Stück Himmel“

Wie Adveniat jungen Menschen dabei hilft, ihre Träume zu erden
Ein Interview mit Thomas Wieland

„Junge Menschen, die sich vom Hunger getrieben oder von der Gewalt vertrieben aus ihrer Heimat in die Fremde aufmachen, sind auf der Suche nach einem Stück Himmel“, sagt Thomas Wieland. Der Religionspädagoge weiß, wovon er spricht, denn bevor er die Leitung der Projektteilung des Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat übernahm, hatte er mehrere Jahre in Kolumbien gearbeitet. Wie die Kirche ihre „vorrangige Option für die Jugend“ umsetzt und wie sie Adveniat dabei unterstützt, berichtet er im Interview mit Carolin Kronenburg.

Herr Wieland, als Leiter der Projektteilung kennen Sie die Situation junger Menschen in Lateinamerika und der Karibik genau. Vor welchen Herausforderungen stehen sie?

Heranwachsende und Jugendliche bilden die große Mehrheit der Bevölkerung in Lateinamerika und der Karibik. Leider wachsen zu viele Jugendliche ohne die Chance auf gesellschaftliche Partizipation auf; sie haben keine Möglichkeit, einen guten Ausbildungsplatz zu erhalten, ihnen wird das Recht auf adäquate Bildung, Gesundheitsversorgung und körperliche Unversehrtheit verweigert. Jugendliche werden oft kulturell, ethnisch und sexuell diskriminiert, sie leiden unter Arbeitslosigkeit, unter Desinteresse seitens der politischen Entscheidungsträger, unter Korruption, Gewalt und falschen Glückversprechungen. Viele Jugendliche erfahren sich als verlorene Generation, die, sich selbst überlassen, das Überleben improvisieren muss.

Drei Viertel der Jugendlichen in Lateinamerika wächst in Städten auf, ein großer Teil von ihnen in den von Armut geprägten Randgebieten der Großstädte. Für Jugendliche in ländlichen Regionen und in Regionen, in denen die indigene Bevölkerung

lebt, sind die Städte häufig ein Ziel ihrer Wünsche. Deshalb verlassen sie ihre ländliche Heimatregion. Für junge Mädchen endet die Jugend spätestens mit der Geburt eigener Kinder. In Lateinamerika werden viele jungen Frauen schwanger, bevor sie das zwanzigste Lebensjahr vollendet haben. Sie müssen früh Verantwortung für sich und ihr Kind übernehmen.

Junge Frauen und Männer finden sich in den Reihen des Militärs, der Spezialeinheiten der Polizei, der illegalen bewaffneten Verbände, der Sicherheitsfirmen und der Gruppen der organisierten Kriminalität. Vor allem junge Männer mit dunkler Hautfarbe sind die größte Opfergruppe auf dem gewalttätigsten Kontinent unserer Erde.

Bildung für Jugendliche beschränkt sich nicht nur auf den formalen, den schulischen und beruflichen Sektor, sondern braucht auch Impulse des informellen Lernens gemeinsam mit anderen jungen Menschen. Vielen jungen Menschen sind die Möglichkeiten des gemeinschaftlichen Lernens und der persönlichen Entwicklung aufgrund der Lebensbedingungen verwehrt. Doch selbst eine gute Ausbildung sichert kein angemessenes Einkommen. Viele Jugendliche müssen frühzeitig für sich sorgen, sei es als Tagelöhner auf dem Land oder in der täglichen Suche nach dem Lebensnotwendigen in den Großstädten.

In der Geschichte des Kontinents waren es gerade auch junge Menschen, die gegen bestehende politische Systeme aufbegehrt haben.



Welche Jugendbewegungen beobachten Sie heute auf dem Kontinent?

Bereits in der Vergangenheit Lateinamerikas spielten junge Menschen dabei eine wichtige Rolle, ihre Länder Richtung Demokratie weiterzuentwickeln. Der Studentenprotest von 1918 im argentinischen Cordoba steht bis heute dafür. Damals ging es um die Reform des Bildungssystems und um den Ausbau der Demokratie. Seitdem sind zwei Themen geblieben: Bildung und Partizipation. Auch heute sind die treibenden gesellschaftlichen Kräfte in Lateinamerika jung. So hat die lateinamerikanische Ökologiebewegung ein junges Gesicht. Konkrete Vorhaben der Müllvermeidung und des Recyclens, das Anlegen von Gärten in den Armenvierteln, der Schutz der Lagunen in den Anden, der Einsatz für eine menschliche Verkehrsplanung in den Städten sind nur einige Beispiele. Der Motor vieler Bewegungen ist spirituell, manche biblisch, manche mit Bezug zu indigenen Riten und Vorstellungen oder zur Enzyklika *Laudato Si'*.

Auch der Einsatz für Gewaltfreiheit vor allem in Kolumbien wird von jungen Menschen getragen. Sie wollen ein Land, in dem das Friedensabkommen umgesetzt wird, und stellen das kreativ, auf der Straße und in den sozialen Foren dar. Oder der Kampf für soziale Gerechtigkeit: Seit einigen Monaten formiert sich in Nicaragua ausgehend von den Studierenden Widerstand gegen Einschnitte in die Sozialleistungen sowie gegen korrupte und autoritäre Regierungsführung.

Ein weiteres Anliegen junger Menschen ist die gesellschaftliche Anerkennung kultureller, rassistischer und sexueller Prägung. In Ländern, in denen der Machismus noch immer das Zusammenleben bestimmt, entstehen Hass und Gewalt.

Junge Leute freuen sich an ihrer Verschiedenheit. Viele jugendlich geprägte soziale Bewegungen machen sich das zu eigen. Kreativität und sozialen Medien sind die Formen, die nach und nach die lateinamerikanischen Gesellschaften verändern können.

Aus der „vorrangigen Option für die Jugend“ heraus stellen sich viele soziale bzw. pastorale Aktivitäten der Kirche Lateinamerikas auf die Seite der Jugendlichen. Wie sehen diese aus?

Vor allem motiviert durch Ordensleute, darunter bevorzugt Ordensfrauen, stellen Jugendliche interessante Projekte auf die Beine. Die bevorzugte

Abbildung Seite 81:

Gefährliche Reise: jugendliche Migranten aus Mittelamerika an der Südgrenze Mexikos.

Form sind offene Jugendtreffs in Armenvierteln. Die Schwestern wohnen vor Ort, die jungen Menschen machen sich die Zentren zu eigen. Ich besuchte eines in Bogotá, in dem Jugendliche mit und ohne Behinderung zusammen Hausaufgaben, Theater und Musik machten. Diese Initiativen bleiben aber nicht nur an der Basis. Der lateinamerikanische Bischofsrat besitzt auf Ebene des gesamten Kontinents ein Forum, auf dem sich regelmäßig und strukturiert jugendliche Delegierte mit Jugendseelsorgern und Fachleuten treffen, um im Sinne von Gesellschaft und Kirche, in der junge Menschen eine Stimme haben, zu arbeiten.

Ich möchte allerdings nicht unterschlagen, dass auch in der lateinamerikanischen Kirche Jugendliche manchmal nicht willkommen sind, wenn sie ihre Vorstellungen und ihre Lebensweise einbringen. Zum Glück sagte genau ihnen Papst Franziskus: „Schaut euch das Leben nicht vom Balkon aus an. Mischt euch ein, sorgt für Unruhe!“

Adveniat denkt sich keine Projekte aus – jedes einzelne ist eine Antwort auf die Anfrage von engagierten Menschen vor Ort. Wobei brauchen die Partner im Bereich der Jugendarbeit Unterstützung?

Bildung, Bildung, Bildung! Dabei geht es sowohl um die Begleitung in Schule und gegebenenfalls Universität als auch um Persönlichkeitsbildung, politische und religiöse Bildung. Dafür braucht es gut qualifizierte Erwachsene, die junge Menschen begleiten. Es braucht Orte, um sich zu treffen, und Bustickets, um dorthin zu kommen..

Im Januar 2019 findet der Weltjugendtag in Panama statt. Warum hat Papst Franziskus gerade das kleine mittelamerikanische Land als Treffpunkt für die Jugend der Welt ausgewählt? Was können deutsche Jugendliche von ihren Altersgenossen dort lernen?

Panama liegt als eines der sieben mittelamerikanischen Länder strategisch günstig. Viele können mit dem Bus anreisen. Außerdem ist es unter den lateinamerikanischen Ländern ein sicheres Land. Panama zeichnet sich zudem durch große Kontraste und kulturellen Reichtum aus: Afroamerikaner, Indigene, Chinesen und Menschen, die all diese Kulturen in ihren Körpern und in ihrer Lebensweise zusammenführen. Ein weiterer Grund dürfte sein, dass hier wie in ganz Zentralamerika Erzbischof Óscar Romero als Vorbild gilt. Er stammte aus El Salvador und wurde dort 1980 ermordet. Seine Heiligsprechung unterstreicht diese Verehrung, er ist der Patron des Weltjugendtages. Anstecken lassen können sich deutsche Jugendliche davon, dass die Panameños extrovertiert

sind, stolz auf ihre Kultur und gastfreundlich. Beim Weltjugendtag wird das zu spüren sein.

Bitte vervollständigen Sie folgende Sätze, Herr Wieland: Die vorrangige Option der Kirche für die Jugend bedeutet ...

dass die Kirche jungen Menschen Platz bietet, damit sie „für Unruhe“ sorgen können. Die Kirche und die Welt sind auf ihre Stimme angewiesen, wenn wir auch in Zukunft friedliche und demokratische Gesellschaften wollen.

Wir müssen jungen Menschen Chancen geben, weil ...

sie in vielen lateinamerikanischen Gesellschaften auf der untersten Stufe stehen und weil ihnen nicht nur die Zukunft gehört, sondern auch schon das Heute.

Junge Menschen in Lateinamerika und Deutschland verbindet ...

das Internet.

Abbildung Seite 91:

Junge Frau aus dem Volk der Kuna in traditioneller Tracht. Die Kuna leben überwiegend in Panama.



Lesehinweise zum Thema

Bischöfliche Aktion Adveniat e.V.: *Hoffnung auf eine bessere Zukunft – Jugend in Lateinamerika*. (Kontinent der Hoffnung 34). Essen, 2014.

Brasil, Secretaria de Políticas de Promoção da Igualdade Racial: *Subsídios para o debate: III Conferência Nacional de Políticas de Promoção da Igualdade Racial*. Brasília, 2013.

Eckholt, Margit / Hünermann, Peter (Hg.): *Option für die Jugend – Lateinamerikanische Jugend im Sog der Globalisierungsprozesse*. München, 1998.

Groß, Engelbert (Hg.): *Schmerz und Sehnsucht von Kindern und Jugendlichen. Interkulturelles religiöses Lernen in Kirche und Schule*. – Forum Religionspädagogik interkulturell, Bd. 4. Münster, 2003, 448 S.

CELAM: *Jugendpastoral – Ja zur Zivilisation der Liebe*. Essen: Adveniat (Hauseigene Übersetzung), 1988, 239 S.

Harring, Marius / Böhm-Kasper, Oliver / Rohlf, Carsten / Palentien, Christian (Hg.): *Freundschaften, Cliques und Jugendkulturen. Peers als Bildungs- und Sozialisationsinstanzen*. Wiesbaden, 2010, S. 385–405.

Hünermann, Peter (Hg.): *En el torbellino del tiempo: jóvenes latinoamericanos*. Primera parte: cultura y sociedad. Segunda parte: modernidad y experiencia religiosa. – „Intercambio“ '97 Jahrbuch des Stipendienwerkes Lateinamerika-Deutschland. Tübingen: ICALA (Intercambio Cultural Alemán-Latinoamericano), 1997, 333 S.

Huhn, Sebastian / Oettler, Anika / Peetz, Peter: *Anders, bedroht und bedrohlich – Jugendbanden in Zentralamerika*, in: Klimke, Daniela (Hg.): *Exklusion in der Marktgesellschaft*, Wiesbaden, 2009, S. 159–171.

Kallio, Kirsi Pauliina / Häkli, Jouni: *Children and Young People's Politics in Everyday Life*. In: *Space and Polity* 2013 /17 (1), S. 1–16.

Kallio, Kirsi Pauliina / Mills, Sarah / Skelton, Tracey (Hg.): *Politics, Citizenship and Rights*. Singapore, 2016, S. 225–242.

Liebel, Manfred: *Kindheit und Arbeit. Wege zum besseren Verständnis arbeitender Kinder in verschiedenen Kulturen und Kontinenten*. – Internationale Beiträge zu Kindheit, Jugend, Arbeit und Bildung, Bd. 7. Frankfurt a.M., 2001, 355 S.

Liebel, Manfred / Rohmann, Gabriele (Hg.): *Entre Fronteras. Grenzgänge – Jugendkulturen in Mexiko*. Berlin, 2006, 137 S.

Loewen, Babette / Overwien, Bernd: *Jugendliche stärken. Entwicklungspolitische Ansätze und Perspektiven für Bildung und Beschäftigung*. – Internationale Beiträge zu Kindheit, Jugend, Arbeit und Bildung, Bd. 12. Frankfurt a.M., 2005, 321 S.

Nascimento, Abdias do: *O genocídio do Negro Brasileiro: processo de um racismo mascarado*. Rio de Janeiro, 1978.

Novaes, Regina et al: *Agenda Juventude Brasil: leituras sobre uma década de mudanças. 1a*. Rio de Janeiro, 2016.

Oxfam Brasil: *Inequalities in Brazil: the divide that united us*. São Paulo, 2017.

Potthast, Barbara / Carreras, Sandra (Hg.): *Entre la familia, la sociedad y el Estado. Niños y jóvenes en América Latina (siglos XIX-XX)*. Biblioteca Ibero-Americana, Vol. 103. Madrid; Frankfurt a.M., 2005, 403 S.

SENAJU: *Perú: Resultados Finales de la Primera Encuesta Nacional de la Juventud 2011*. Lima, 2012.

Trucco, Daniela / Ullmann, Heidi (Hg.): *Juventud: realidades y retos para un desarrollo con igualdad*. Comisión Económica para América Latina y el Caribe (CEPAL). Santiago de Chile, 2015.

Vargas, João H. Costa / Pinho, Osmundo (Hg.): *Antinegritude: a impossível sujeito negro na formação social brasileira*. Cruz das Almas, 2016.

Visionen für eine gerechtere Welt. International Youth Hearing for Justice and Peace 2013. Hg: Adveniat, Misereor, Bundesvorstand des BDJ. April 2014, 16 S.

Impressum

Herausgeber: Bischöfliche Aktion Adveniat e.V.

Abteilung Öffentlichkeitsarbeit

Leiter: Christian Frevel

Fotos:

Marco Antonio Bello: S. 73. Jack Collins Gárate Fernández: S. 5, 11.

CAJ-Bundeverband: S. 79-81. Jürgen Escher: S. 43, 57, 83.

Tobias Käufer: S. 50, 54. Øle Schmidt: S. 89.

Florian Kopp: Titel, S. 14-19, 26-33.

Achim Pohl: S. 13, 25, 34-41, 52-53, 55, 62-72, 91.

Redaktion: Christian Frevel

Fotoredaktion: Jürgen Escher

Lektorat: Christina Jacobs

Layout, DTP: Jürgen Escher, Herford

Druck: Bonifatius GmbH, Paderborn

Anschrift der Redaktion:

Gildehofstraße 2, D-45127 Essen

Telefon: 0201/1756-0

Telefax: 0201/1756-111

E-Mail: info@adveniat.de

www.adveniat.de

Spenden für Adveniat:

IBAN: DE03 3606 0295 0000 0173 45

BIC: GENODE33BBE

ISBN: 978-3-9816913-5-1

Bestellnummer: KH 39

© Adveniat 2018

Die Autoren

Claudia Bosch ist Humangeographin und seit 2013 Wissenschaftliche Mitarbeiterin und Doktorandin am Zentralinstitut für Lateinamerikastudien (ZILAS) an der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt. Im Rahmen ihres Dissertationsvorhabens setzt sie sich aktuell mit diversen Formen gesellschaftlicher Teilhabe bzw. politischen Kulturen junger Erwachsener in Peru auseinander.

Gaby Herzog, freie Journalistin, lebt in Berlin.

Dr. Sebastian Huhn, Historiker und Politikwissenschaftler, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Historischen Seminar und Mitglied des Instituts für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) der Universität Osnabrück.

Tobias Käufer lebt und arbeitet als freier Journalist und Korrespondent verschiedener deutscher Medien in Bogotá und Rio de Janeiro.

Carolin Kronenburg ist seit 2010 Pressesprecherin von Adveniat.

Orlando Machado ist Generalsekretär der Internationalen Christlichen Arbeiterjugend mit Sitz in Brüssel. Er stammt aus Venezuela und arbeitete anfangs als Lastenträger in Maracaibo.

Thomas Milz lebt als freier Journalist in Rio de Janeiro, Brasilien. Er arbeitet als Korrespondent für verschiedene Rundfunksender, Zeitungen und Nachrichtenagenturen.

Dr. Stefan Peters ist Professor für Friedensforschung an der Justus-Liebig-Universität Gießen und Direktor des Deutsch-Kolumbianischen Friedensinstituts – *Instituto Colombo-Alemán para la Paz (CAPAZ)* in Bogotá.

Felipe da Silva Freitas ist Doktorand der Rechtswissenschaften an der *Universidade de Brasília* (UnB) und Mitglied der Forschungsgruppe für Kriminologie der staatlichen *Universidade Estadual de Feira de Santana*. Er war Vorsitzender des Jugendrates des brasilianischen Bundesstaates Bahia von 2010 bis 2011 und gehörte von 2008 bis 2010 zur nationalen Koordinierungsgruppe für die Jugendpastoral der Brasilianischen Bischofskonferenz CNBB.

Thomas Wieland ist Leiter der Abteilung Projekte bei Adveniat.

KONTINENT DER HOFFNUNG

Verantwortung wahrnehmen

Jugend in Lateinamerika

Für viele junge Menschen in Lateinamerika und der Karibik enden Kindheit und Jugend viel zu früh: Als Jugendliche müssen sie bereits für das Überleben ihrer Familie arbeiten. Dabei träumen sie von einer guten Zukunft, wollen zur Schule gehen, sich ausbilden und Verantwortung übernehmen – in Kirche und Gesellschaft.

Indigene Jugendliche leiden besonders unter fehlenden Bildungsmöglichkeiten und Lebensperspektiven in ihrem jeweiligen regionalen Umfeld. Und in den wachsenden Großstädten Lateinamerikas steigen Gewalt und Drogenkriminalität weiter an. „Wir erleben einen Massensold an unserer Jugend“, stellt Regina Leão von der Jugendpastoral der Erzdiözese Rio de Janeiro, Brasilien fest.

Dabei wollen Jugendliche in Lateinamerika ihre Zukunft selbst gestalten. Dafür bedarf es neuer Freiräume, in denen Jugendliche neue Wege der Teilhabe und Gestaltung erproben sowie erlernen können und dürfen. Die derzeitigen gesellschaftlichen und kirchlichen Strukturen sowie die politischen Systeme lassen das zumeist nicht zu.

Dieses Heft aus der Reihe „Kontinent der Hoffnung“ analysiert die Situation der Jugend in Kirche und Gesellschaft in Lateinamerika.

Fachleute aus verschiedenen Ländern zeigen die Zusammenhänge auf. Reportagen schildern konkrete Beispiele von Jugendlichen, die Verantwortung suchen oder sich wünschen, ihr Leben selbst verändern zu können. Konkrete Beispiele verdeutlichen, wie das Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat gemeinsam mit der Kirche vor Ort benachteiligten Jugendlichen die Chance eröffnet, ihre Träume zu verwirklichen.